

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die russische Revolution . . . . .	161
Riesische Legenden. Von Elisabeth Preker-Riesche . . . . .	170
Jungferns Lachen. Von Fritz Lienhard . . . . .	180
Kabenburg. Von Witalis . . . . .	182
Selbstanklagen. Von Singer, Semell, Schofer, Burgkeller, Leuberg . . . . .	186
Kostbuch . . . . .	188

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
Friedrichstraße 10.  
1905.

Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.



# Multiplex

Internationale Gaszunder Gesellschaft  
Berlin W. Leipzigerstrasse 111.  
m. b. H.

Gasflüchtigkeit, Verbotung an elektr. Multiplex-Fernleitung bietet dieselbe Bequemlichkeit wie elektrisches Licht und kostet nur ein Zehntel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin sendet auf Anfrage gerne ihre Kataloge an andere Plätze.

Die  
..... Deutschen Bronzen .....  
der

Aktiengesellschaft vormals Gladenbeck & Sohn

BERLIN-FRIEDRICHSHAGEN

:::: sind auf allen Ausstellungen preisgekrönt. ::::

PARIS 1900 „Grand Prix“

ST. LOUIS 1904 „Grand Prix“ und Goldene Medaille.

Ausstellung und Verkauf: Leipziger Strasse 111.



„Ever Ready..“

Spring-Uhr  
CHRONOS



Patente in allen Kulturstaaten.

Neueste garantiert richtig gehende

Uhr ohne Zeiger.

4 Uhr 57 zeigt die Uhr auf der Abbildung.

Aufziehen, Einstellen wie bei jeder Uhr.

No. 300 in Nickel Mk. 25,—

oder Messing

Electrical Specialty Co., Berlin W., Leipzigerstr. 113.

III. Preis. \*Z\* kostenlos.

# Th. Linde.

Zahnziehen ohne Narkose!

Zähne ohne Platte. \* Porzellan-Plomben.

Hervorragend hygienisch ausgestattet.

jetzt: Leipzigerstr. 115/116

neben Wein-  
restaurant Traube.

Inseraten-  
Annonce für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10  
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.



Berlin, den 28. Januar 1905.

## Die russische Revolution.

Was heute über Rußland geschrieben wird, müßte morgen gelesen werden; spätestens: auch da kann es schon veraltet, von neuen Meldungen überholt sein. Ob die Meldung Wahrheit bringt? Danach fragt man nicht mehr. Was vor vier Wochen unmöglich schien, ist Ereigniß geworden. In den großen Städten schreit die Intelligenz, Fürsten und Professoren, Advokaten und Fabrikarbeiter, laut, ohne Furcht vor der gestern noch umwedelten Büttelschaft, nach einer Verfassung. In der Presse redet nicht irgend ein junger Federpercy, ein in Peters Stadt verschlagener Halbpole oder Zine, nein: der alte, als reaktionär vernehnte Suworin, als lebte kein Censor im Neussenreich; und die vereinten petersburger Redakteure, die im Dezember noch bei jedem Zufallswörtchen vor einer Verwarnung, einem Kolportageverbot zitterten, fordern in einer schroffen Erklärung völlige Freiheit für die öffentliche Kritik. Als die Gardeartillerie beim Fest der Wasserweih Salutschüsse abfeuert, fliegt, über den Kopf des vom Hofstaat umringten Kaisers hinweg, eine Kartätschenkugel in den Winterpalast. Fünfzigtausend Fabrikarbeiter beschließen den Strike, erzwingen sich durch Schrecken Anhang und heißen, unter der Führung des jungen Priesters Gapon, der Zar solle sie übermorgen zu der von ihnen bestimmten Stunde empfangen. In ihrem Manifest, das in Petersburg offen verbreitet wird, reden sie zu dem Erben der Großhane, wie sie vor wenigen Wochen nicht zu einem Fabrikinspektor geredet hätten; sagen ihm, seine Beamten seien Diebe, die Verwaltungschefs und Hofwürdenträger Lügner, versprechen ihm, dessen Vorgänger die Akakia und das Kreuzzepter trug, Schutz vor Gewaltthat. Doch müsse er pünktlich zur Stelle sein und ruhig

anhören, wie sie das Reich umgestaltet wünschen: sonst sei er feigen Wankelmuthes zu zeihen und zerreiße das Band, das ein großes Volk an ihn knüpfte. Noch lächelt man über solches Gespinnst größenwahnsinniger Hirne. Das Kontagium, heißt's, liegt in der Luft und das böse Beispiel, das ein zuchtloser Adel gab, wirkt auf andere Deklassirte ansteckend weiter. Wenn ein Fürst Trubezkoi dem Zaren mit einer Revolution zu drohen wagt, will irgend ein kleiner Pape sich rasch in noch hellere Märtyrerglorie drängen. Russische Arbeiter vermessen sich nicht so freventlich. Hundert Rubel gegen einen, daß sie Sonntag gar nicht kommen. . . Sie kommen. In langem, langem Zug, ohne Waffen, das Griechenzkreuz und das Bild des Kaisers vornan. Singen fromme Lieder und sind gewiß, im Winterpalast den Goffudar zu sehen. Keine Warnung hemmt sie; auch die blinden Schreckschüsse der alarmirten Truppen halten sie nicht auf. Und nun wird scharf geschossen. Kosaken sprengen herbei und hauen auf die Wehrlosen ein. Stunden lang dauerts, bis die Hauptplätze gesäubert sind. In einem Straßenengpaß werden aus gestohlenen Möbeln, geraubtem Holzwerk und Drahtgeflecht Barrikaden gebaut. Hundert Tote; vielleicht Hunderte; vielleicht noch mehr. Und die Krankenhäuser haben kein freies Bett für die Verwundeten. Die Militärbehörde gebietet mit Diktatorenmacht über die Residenz. Auf den Straßen lagern die Truppen um's Wachtfeuer. Petersburg starrt in eisigem Schweigen. Moroz, der rothnasige Frostkönig aus Nekrassows Gedicht, thront in düsterer Majestät wieder über den Häuptern der Menschen. In Fieberangst aber harvt die Stadt auf die Kunde des nächsten Morgens. Die Setzer haben die Arbeit niedergelegt. Zeitungen erscheinen nicht. Doch von Mund zu Mund wird immer neuen Unheils Botschaft geflüstert. Strike in den Elektrizitätswerken; Rewskij und Admirallitätplatz im Dunkel. In Sebastopol brennt das Marindepot. Dicht beim Winterpalast sind hohe Offiziere geschimpft und mißhandelt worden. Auch in Moskau, Kiew, Reval beginnt der Aufruhr. Und was erführen wir erst, wenn aus Polen und Finland Nachrichten in die Hauptstadt kämen!

Da so Unwahrscheinliches geschehen ist, wird nun Alles geglaubt. Nicht nur in Rußland. Auch bei uns jede Schauermär. Der wichtigste Bezugsort ist natürlich London; wie immer, wenn sich um atrocities handelt. Ehe am Winterpalast noch ein Schuß gefallen war, hatten an der Themse schlaue Nachrichtenhändler schon Reklameplakate gedruckt, auf denen in rothen Lettern stand: „Das Blutbad in Petersburg!“ Dreitausend Tote mußten es mindestens sein. Und in diesem Stil ging es weiter. Der Zar hat epileptische Anfälle und ist kaum noch zurechnungsfähig. Die Truppen meutern. Vater Ga-

pon hat in einem öffentlich verlesenen Schriftstück Nikolai Alexandrowitsch des Thronrechtes verlustig erklärt. Drei Viertel des Volkes fordern eine republikanische Verfassung. Die Arbeiter haben ungeheure Mengen Dynamit und sind entschlossen, alle Staatsgebäude in die Luft zu sprengen. Vor der Stadt haben sie über zehntausend Soldaten gesiegt. Hinland ist in Aufruhr, das Weichselgouvernement in hellen Flammen. Pobedonoszew vergiftet. Gorkij im Kerker. Das Alles und noch viel mehr soll aus Petersburg telegraphirt sein. Und will sich nimmer erschöpfen und leeren. Wer weiß? Morgen ist Einzelnes davon vielleicht wahr. Immerhin sollten nüchterne Menschen sich heute noch fragen, woher die Reporter wohl all diese Hof- und Staatsgeheimnisse erwittert haben. Woher sie wissen, was der Zar zu seinem Onkel, die Witwe Alexanders zu ihrem Sohn gesagt hat, und so genau den Aufenthalt und das Handeln der Rottenführer kennen, nach denen die petersburger Polizei alle Schlupfwinkel durchsucht. Sollten auch merken, wie die Bohlinformirten einander und sich selbst widersprechen. Gestern wurde ausführlich beschrieben, wie Vater Gapon (der, ehe man noch Rechtes über ihn wissen kann, schon zu den Heiligen erhöht und im Lokalanzeiger konterfeit ist) unter Flintenkugeln hinfank und mit seinem Blute den Schnee färbte; so ausführlich, wies nur ein Augenzeuge vermag. Heute lesen wir, daß der Priester gar nicht verwundet wurde, und, wieder ganz genau, auf welchem Weg er sich gerettet hat. Da jede Zeitung die längsten Berichte haben möchte, telegraphirt jeder Berichterstatter jedes Klatschgerücht. Weh ihm, wenn das von ihm bediente Blatt nicht „hat“, was die anderen „haben“! Zeitvertreib für Kinder und Neurastheniker. Wochen können vergehen, bis wir die ganze Wahrheit erfahren. Was wir jetzt wissen, ist aber so schlimm und muß jeden politisch Empfindenden so ernst stimmen, daß papierner Aufpuß wirklich nicht nöthig wäre. Lassen wir dem nächsten Tag seine Sorgen und Sensationen und blicken auf den zurück, der uns so Furchtbares schauen ließ. Wie kam es? Wofür wurde gekämpft?

✱

Die russische Revolution: seit Monaten war das Stichwort vorbereitet, seit dem Tage des Straßenkampfes ist's auf allen Lippen, in allen Zeitartikeln. Fürst Trubezkoi hatte den Zaren an die Tage Ludwigs des Sechzehnten erinnert; flink mußte also verglichen werden. 1789 und 1905. Der Schwur im Ballhaus und die Tagung der Semstwo's. Der Zug nach Versailles und der Wittgang vor's Winterpalais. Das giebt bequeme Artikel. Der Morgen bricht an. Ein Weilchen noch mag es den Häschern des Zaren gelingen, den Aufstand zu bändigen; doch diese Kirchhofsrufe kann nicht dauern und bald

leuchtet auch dem dunkelsten Reich die Sonne der Freiheit. Merkwürdig, wie begeistert wir stets für die Freiheit sind, wenn sie unseren Interessen nicht schadet. Wir sind ungemein fromm; Frankreich aber soll, gehts nach unserem Wunsch, atheïstisch sein und der deutsche Bourgeois sieht französische Zustände längst nur noch durch die Brille des Sozialdemokraten Zaurès. Wenn die stolzen rheinischen Bergherren nicht sofort bereit sind, durch den Verzicht auf profitliche Bräuche ihren Besitz um vierhundert Millionen Mark zu entwerthen, sind wir, die solches Opfer nichts kosten würde, sehr empört. Und daß Väterchen Niolas seinen hundertvierzig Millionen Menschen nicht unterm Weihnachtsbaum ein Parlament aufgebaut hat, finden wir ganz abscheulich. Spräche ein Deutscher zum Kaiser, wie Gapon und vor ihm Tolstoi zu seinem that, dann läme er auf Jahre ins Gefängniß; Alexanders Söhnchen aber sollte dem alten Tolstoi aufs Wort gehorchen und den jungen Gapon artig ins Palais laden. Wöten übrigens die Märztage von 1848 nicht einen passenderen Vergleich als die Agonie der Louis von Frankreich? Auch in Berlin floß Blut. Der König mußte wirklich vors Schloß; mußte vor Rebellenleichen den Hut ziehen. Und auch damals konnte nur Rhetorenübertreibung von einer Revolution sprechen. In Rußland ist's bis heute noch keine. Revolutionen werden von Völkern gemacht, von starken Minoritäten vorbereitet. Unter den echten Russen, die man auf hundert Millionen schätzen mag, wollen vielleicht drei, wollen allerhöchstens fünf Millionen den Umsturz der Staatsordnung; mindestens fünfundneunzig Millionen ist solcher Gedanke noch niemals gekommen. Ohne die russischen Bauern giebt's in Rußland keine Revolution. Doch Worte bedeuten schließlich, was man sie im Umgang bedeuten läßt. So mag man Putzche und Sektenaufruhr denn Revolution nennen. Nur dürfte kein ernster Chronist behaupten, was in Petersburg jetzt geschah, sei ohne Beispiel in der Russengeschichte. Barrikaden an der Kewa: Das sei noch nicht dagewesen, erzählt man uns. Rußland hat schlimmeren Schrecken erlebt. Und auf den selben Plätzen, die jetzt wehrlose Menschen hingeschlachtet, zertrampelt jahen, ist oft schon Bürgerblut geflossen, ist einmal sogar von Gardeoffizieren die Republik ausgerufen worden.

Wenn wieder die Weihnacht naht, wird's achtzig Jahre her sein. Ist die Dezemberverschwörung des Jahres 1825 ganz vergessen? Auch damals gab ein Trubezkoi, Fürst Sergius, das Signal; auch damals war er, als es von Worten zur That kam, nicht zu erblicken. Rußland sah aus, wie es immer aussieht. Willkür statt des Gesetzes; alle Gewalten schlaff und käuflich; das Volk in Elend und Schmutz; die dünne Bildungsschicht von jedem Windstoß umhergewirbelt. Alexander der Erste, dessen irrlichtelirender Sinn einst den

großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst befehrt. Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone von den Parlamenten besorgte Arbeit zugebracht hatte, schlummerte saft, Speranskij, der Reformator, war nach Perm verbannt, der Panslavist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fensteransicht gen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frankreich heimkamen, gefiel es zu Haus nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerklubs. Im Norden führte Sergius Trubezkoi das große Wort, im Süden organisirte der muthigere Oberst Paul Pestel die Soldatenverschwörung. Die vornehmsten und fähigsten Gardeoffiziere waren im Bund; in der Dekabristenliste standen die Namen Dsolenkij, Murawiew, Variatinskij. Und die Rolle des rothen Bardens, die jetzt Gorkij spielt, lag damals in der Hand des starken Dichters Klysejew. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrussland ermordet werden. Fünf Monate vorher, am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb der Thron leer. Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bruder Nikolaus, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange nicht entschließen, die Erbschaft Alexanders anzutreten. Die Truppen wurden zuerst auf den Namen Konstantins, dann auf den Nikolais vereidigt. Diese Wirtniß wollten die Verschworenen nutzen. Am sechszwanzigsten Dezember führten sie die Garderegimenter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und verschanzten ihr Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst Trubezkoi, der kommandiren und den Kaiser nebst den Senatoren festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verkrochen. Der erste Nikolaus war flücker, kräftiger und doch milder als der zweite; er dachte, wie Fritz von Preußen: Man muß manchmal streng sein, soll aber nie hart scheinen. Er vertraute den alten, als Sieger in vielen Schlachten beliebten General Miloradowitsch mit der Mission, die Reuterer zur Vernunft zu bringen. Der Greis wurde niedergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die ungetreuen Gardes: „Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!“ (Konstitutzia, die der Grenadier und der petersburger Willäuser für Konstantins Frau hielt.) Nikolaus war mit seiner Suite auf dem Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in großem Ornat mit seiner ganzen Popenchaft vor die Rebellen hintreten und sie im Namen Gottes zur Treue mahnen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die Klerisei auf den benachbarten Admiralitätspatz. Jetzt erst gab der Zar das Zeichen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Geschütz aufzufahren. Artilleristen weigerten den Dienst und mußten verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein währte

der Kampf. Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte der Defabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augenblick die heldische Haltung. Ein Bestuchew, dem der Kaiser Begnadigung anbot, antwortete: „Das Ziel unseres Kampfes war ein Zustand, der auch den Zaren unter Befehl zwingt. Lassen Sie den Spruch der Richter vollstrecken! Nicht von Ihren Launen und Impulsen darf das Los eines Menschen abhängen.“ Und als Murawiew und Kulejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers, der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ruhigen Fußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawiew rief nur: „Verfluchtes Land, wo man weder konspiriren noch judizieren, nicht einmal ordentlich henken kann!“

Zweiundzwanzig Jahre danach gab es einen ungefährlicheren Putz. Die Cholera hauste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz Louis Philippes endlich auch ins Russenvolk gedrungen. In Haufen zogen die Hungernden, Siechen vors Winterpalais und riefen den Kaiser heraus. Nikolaus kam und fragte lächelnd, was man von ihm wünsche. „Erstens soll die Cholera aufhören; und zweitens wollen wir auch so Etwas wie die Pariser.“ Nikolai Pawlowitsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarreform, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffentlich verleugnet und sich dem Adel, den er verachtete, in schmeichlerischer Rede „als Edelmann und Gutsbesitzer“ verbrüderet. Als Mann ohne Nerven und erfahrener Komödiant wollte er auch mit dieser Hungerrevolte schnell fertig werden. Er lächelte huldvoll und verhiess, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als die Leute arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen bedroht und mußten die Führer ausliefern. Um die selbe Zeit wurde die Flottenmannschaft vom Skorbut dezimirt; die Kranken durften nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre. Im Mai des nächsten Jahres wurde, außer Petraschewskijs Verschwörung, der republikanisch-sozialistische Klub Speschnews entdeckt, eines reichen Grundbesitzers, der mit seinen Genossen (Kammerherren, Ministerialbeamten, Offizieren, Kadettenlehrern, Studenten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik proklamiren wollte. Als Nikolaus stirbt, hinterläßt er seinem Erben die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der Krone und der Nation schmälern den Frieden schließen oder, mit fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den Krieg fortsetzen solle. Er entscheidet für den Krieg; „einen wunderbaren Krieg“, sagt Bernhardi 1856, „in dem das Kriegsglück gar nicht wechselt und die eine Partei auch nicht ein siegreiches Ge-



sedt aufzuweisen hat. Das sind die Folgen eines dreißig Jahre lang fortgesetzten falschen Regierungssystems". Konton, der Gesandte am hannoverschen Hof, rät zum Frieden. Ce serait nous enfoncer dans la fange, sagt die Kaiserin. Und der witzige Leichtfuß antwortet fest: Nous sommes déjà dans la fange jusqu'aux genoux; si nous faisons la paix, nous faisons un effort et nous nous enfonçons jusqu'à la ceinture, mais nous sortons. Si nous continuons la guerre, nous nous enfonçons dans la fange dessus la tête et nous n'en sortirons plus. Ganz ohne Beispiel aus der Neussengeschichte ist nichts von Alledem, was jetzt in Petersburg geschah.

Neu ist eigentlich nur die Mitwirkung des Industrieproletariates. Auch sie war zu erwarten. Im Herbst 1903, als Witte ungnädig entlassen war, sagte ich hier: „Der Finanzminister Nikolais, dieser moderne, rasch auffassende und assoziirende, in Theorie und Praxis erfahrene Geist, begriff nicht, daß Industrie nur auf einer bestimmten Kulturstufe möglich ist, daß sie selbst sich eine Kulturzone schafft und daß im Klima dieser Zone ein Selbstherrscher aller Neussen nicht atmen kann. Er wähnte am Ende wohl gar, in dem industrialisirten Reich werde das Zärttum fester wurzeln als in dem morischen Agrarstaat, der an Geldmangel und rückständiger Wirtschaft dahinsiechte. Diesen Wahn büßt er nun... Die Arbeiterbewegung hatte begonnen. In Petersburg, Moskau, Odessa, in Jelisewetgrat und Baku, in Kiew, dem russischen Rom: überall entstanden Organisationen, Gewerksvereine. Zum ersten Mal hörte der Ruschik das Fremdwort ‚Strike,‘ vernahm er, daß auch die Schwachen, wenn sie sich zusammenschauen, mächtig werden. Das war Wittes Werk. Er hatte dem Erzfeinde des Absolutismus die Grenzen geöffnet: der durch Dampf oder elektrische Kraft bewegten modernen Maschine. Was sind dagegen alle Gräueltaten der Ribilisten? Unter das Bild des Finanzministers sollte man schreiben: Der Organisator der russischen Revolution.“ Einer Revolution nach dem Sinn der Marxisten, die an Barrikaden und ähnliche Kindereien aus der Zeit des Putschismus längst nicht mehr denken. So weit sind wir noch nicht. Was die petersburger Arbeiter thaten, war heroische Thorheit. War weder im ältesten noch im neuesten Sinn Revolution. Wie Oberst Bestel einst auf seinem letzten Weg, müßte auch Vater Gapon heute seufzend erkennen, daß er zu ernten wünschte, bevor er gesät hatte. Im Niesenreich der Theokratie, im russischen Islam sollte es streifenden Arbeitern möglich sein, von einem zum anderen Tag den Papst-Vasileus unter's Joch ihrer politischen Wünsche zu zwingen? Herr Debel selbst würde lächeln, wenn ein junger Wildfang ihm sagte, im Deutschen Reich

könne morgen die Diktatur des Proletariates beginnen. Und eine winzige, eben erst nothdürftig organisirte Schaar sollte solche Diktatur in Rußland erreichen? Kein russischer Arbeiter hat es ernstlich geglaubt. Hofintriganten oder Demagogen haben die Arglosigkeit der Armen mißbraucht. Nicht aus ihren Herzen und Hirnen kam das Manifest, die Drohrede gegen den Zaren, der ihnen fast wie ein Herrgott thront. In den Gedanken, zu ihm dürfe man wie zu dem himmlischen Vater reden, waren sie leicht zwar hinüberzuschwätzen. Nie aber hätten sie mit bewußtem Willen gewagt, ihn wie einen Katechumenen zu behandeln, der die mündliche Prüfung erst zu bestehen habe. Was sie heißten, konnte kein Kaiser gewähren. Bußten sie aber auch nur, welche Forderungen auf ihrer langen Liste standen? Als Sergius Murawiew 1825 seinen Grenadieren den Ruf: „Es lebe die Republik!“ eindrückte, fragte ihn, im Namen der Kameraden, ein alter Soldat, wer in der Republik denn Zar sein werde. „In der Republik giebt's keinen Zaren“, erwiderte der Offizier. Und der Alte: „Dann, Euer Gnaden, geht die Sache in Rußland nicht.“ Viel klarer als diesen Dezemblemännern war auch den Januaropfern ihr Ziel wohl nicht.

Eine russische Revolution würde grausiger sein als irgend eine, die der Weltwesten erlebt hat. Schlimmer als unser Bauernkrieg und Frankreichs Jacquerie. Etwas wie der Taiping-Aufstand. Was Pugatschew mit ein paar Wajtschiren, Woljäten, Tataren erstrebte, würden Millionen breitstirniger Landleute jetzt zu erreichen versuchen. Viel mehr noch; nicht nur die Niederwerfung der Grundherrschaft, sondern den Agrarkommunismus, dessen Keim im Mir schlummert. Eine andere russische Revolution von dauernder Wirkung giebt es nicht. Sprecht das Wort nicht leichtfertig aus! Wenn diese Masse in Bewegung kommt, wird von ihrem Schritt der ganze Kulturkreis erdröhnen. Noch sind wir bei dem Kampf um die Verfassung. Der ist recht alt; und auch das Kämpferpersonal hat sich kaum geändert. Kammerherren forderten vor achtzig Jahren eine Konstitution; und vier Jahrzehnte vor dem zweiten Trubezkoi schrieb Platonow, der Adelsmarschall von Zarskoje-Selo: „Keine Einschränkung und keine Erweiterung alter Privilegien kann nützen; ohne feierliche Verbürgung der Menschenrechte, ohne beschworene Verfassung ist das Leben in Rußland nicht länger möglich.“ Alles schon dagewesen. Eins nur noch nicht: der Aufstand der Russhifs. Wie dem Epenhelden Ilja, war auch dem russischen Volk die Herrschaft über seine Kräfte bisher verjagt; in den langen Jahren der Leibeigenschaft hat es sich an die Kette gewöhnt und kann nun die mächtigen Glieder noch nicht in Freiheit regen. Wird der erwachende Riese die junge Kraft nützlich verwerthen lernen oder in blinder Wuth ringsum Alles zerstampfen? Das ist im Zarenreich die Lebensfrage.

Noch kam keine Antwort. Der russische Bauer will keine papierne Verfassung, sondern will Land; denn er verhungert, seit wohlmeinende Blindheit ihn aus der Hörigkeit löste, und ist ärmer, viel ärmer als der elendeste Fabrikflave. Die Großgrundbesitzer, die Witte spöttisch *les gardes du Crédit foncier* genannt hat, helfen sich von Jahr zu Jahr durch, zerstückten ihr Land, lassen Holz schlagen und nehmen neue Hypotheken auf. Auch ihnen könnte eine Konstitution nicht helfen und von einem Parlament würden sie nicht mehr erwarten als ihre Ahnen von Katharinen's „Großer Kommission“, die

1771, nach hundert Anekdoten und Memoiren, von der Königinmutter nach Haus geschickt wurde. So barbarisch und der politische Zustand Rußlands scheint: dem Bedürfniß der russischen Massen genügt er. Weder ihre materiellen noch ihre intellektuellen Lebensbedingungen sind heute schon mit der Autokratie unvereinbar. Nur möchte es eine vern nstige, starke Autokratie sein. Auch das alte Preußen brauchte nach Vena einen Freiherrn vom Stein, nicht einen Robespierre. Mit Nikolai und seinen Polignacs wäre jede Staatsform unmöglich.

Wann die russische Revolution kommen wird, die laute vom Land oder die leise aus den Maschinenhallen, weiß heute Niemand. Einstweilen wird um den Kaiser gekämpft; um den sich gott hnlich d nkeln Schwächling, der nicht niederträchtig, nicht brutal, der eben nur dumm regiert; Hoffnungen weckt, die er nicht zu erfüllen wagt, für den Weltfrieden schwärmt und Aberglaube auf die Schlachtbank schickt, gestern mild sein wollte und es morgen mit grausamster H rte versuchen wird, mit der Nacht, wie ein unbeh teter Knirps mit einem Degen, nur Unheil anstiftet und den alle Staatsstreber deshalb als leicht zu gewinnende Beute be ngen. Nach Plehwe's Ermordung hat er den liberalen Mirskij ernannt, Witte scheint, wie einst Necker, vom Bann der Ungnade befreit, Großfürst Sergius und General Trepow, zwei B tische, sind aus Moskau abberufen. Soll die Zeit Loris-Melikows etwa wiederkehren? Schnell Väterchen einschüchtern; gewiß kommt bald Alles in Ordnung. War der Kart tschenschu , der mit weltgeschichtlichem Wi  den Salut ins Winterpalais sandte, nicht die Folge ewig-russischer Bummelei, dann sollte er sicher nur schrecken, nicht t ten; wer über Kanonen verfügt, hätte besser gezielt, wenn er treffen wollte. Und nach Jahren, Jahrzehnten erfährt man vielleicht, daß auch an die B ndelschnur, die Gapon zu überwachen glaubte, ein nach Nacht Langender die Lunte gehalten hatte. Cui bono? Trepow ist Gouverneur von Petersburg und Hoheit Sergius sitzt wieder im Rath der Krone.

Um das Reich's Schwert wird gekämpft, nicht um Freiheit und Menschenrechte

## Nietzsche=Legenden.\*)

Wer jemals Biographien geschrieben, dazu Nachrichten gesammelt und sie in gewissenhafter Weise auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft hat, Der wird gegen die ganze Weltgeschichte skeptisch. Man sagt sich: Ist wirklich eine einzige Thatsache richtig wiedergegeben? Sind die Charaktere und ihre Beweggründe des Hansbelaus nicht sämtlich falsch geschildert, da wir weder die Charaktere ihrer Interpreten kennen noch deren Beweggründe, die sie veranlaßten, den Philosophen, den Helden oder den Bösewicht gerade so und nicht anders zu schildern? Wie oft mag der Neid, die Bosheit, die Rache, der Haß die Feder geführt und das Schicksal gerade diese Interpretationen erhalten haben, während Das, was die Wahrheit, die Liebe und die Verehrung geschrieben hat, durch tödliche Zufälle vernichtet wurde!

Wenn man auf eine lange Reihe von Jahren zurückblicken kann, so erinnert man sich, wie manches Charakterbild eines großen Geistes, selbst aus dem vorigen Jahrhundert, also aus einer Zeit, die uns doch so nah ist und die wir miterlebt haben, seltsam hin- und hergeschwankt hat. Wie oft hat man unnötig bebauert und sich verwundert, daß Werk und Autor nicht zusammenstimmen wollten: bis plötzlich ein weiterblickender Gelehrter mit der Gewissenhaftigkeit, die unsere Forscher heute im Allgemeinen auszeichnet, sehr verschiedenartige Zeugnisse, die bis jetzt noch nicht an die Öffentlichkeit gekommen waren, ausgräbt und uns nun ein Bild vor die Seele zaubert, das den Autor dieser Werke begreiflich macht. Um nur ein Beispiel von vielen zu nennen, erwähne ich Edgar Allan Poe. Als welchen elenden, jammervollen Trunkenbold schilderte ihn der erste Herausgeber seiner Werke,

\*) Manche Herausgeber und Redakteure haben die Gewohnheit, den Mitarbeiter, den sie einladen oder doch willkommen heißen, in magistralen oder höflichen Anmerkungen zu censiren, ihm, vor dem stets verehrlichen Publika, mit strenger Miene zu sagen, daß er nur seine Ansicht, nicht die „der Redaktion“, zum Ausdruck bringe. Das sollte unnötig sein; denn kein selbständiger Publizist wird sich zu dem Versuch hergeben, die Meinung eines Anderen in Worte zu fassen. Wer seinen Artikel unterzeichnet, sagt damit: Hier steht, was ich denke, was ich aussprechen zu müssen glaubte. Was der Redakteur (oder die mystische „Redaktion“) zu sagen hat, braucht ja kein Anderer zu sagen. Solche Anmerkungen und Distanzstiche sind in der „Zukunft“ denn auch nie üblich gewesen. Jeder steht hier für sich, vertritt, so gut ers vermag, seine Sache und hat nicht erst lange danach zu fragen, ob seine Ansichten dem Herausgeber angenehm oder unangenehm sind. Auch heute brauche ich, namentlich nach den Erörterungen, zu denen ich vor einigen Monaten gezwungen war (sie sind im Notizbuch der „Zukunft“ vom dreizehnten August 1904 zu finden), kaum erst ausdrücklich zu erklären, daß ich dem von Frau Förster-Nietzsche über die Bücher von Moebius und Frau Andreas gefällten Urtheil nicht zustimmen kann. Ihr die Möglichkeit rückhaltloser Aussprache zu gewähren, scheint mir schuldige Höflichkeit; und ihr eifriges Bemühen, das Bild ihres Bruders so zu zeigen, wie sie es sieht, verdient als das Thun liebender Pietät sicher Anerkennung. Pflicht scheint mir aber auch, zu sagen, daß ich die Ungegriffenen, Frau Von Andreas-Salomé und Herrn Dr. Moebius, zu hoch schätze, um ihnen zuzutrauen, sie könnten jemals in bewußter Absicht einen Thatbestand entstellen oder Erfundenes veröffentlicht haben. Für diesmal mag man die leidige Anmerkung also als unvermeidlich passiren lassen. S.

der sich seinen Freund nannte und sein Leben beschrieb? Wie lange Jahre hat es gedauert, bis endlich ein redlicher Gelehrter das dicke Rey von Legenden zerriß, das die Darstellung dieses lägnerischen Freundes um die Gestalt Poes gesponnen hatte, und deutlich, durch die gewissenhaftesten Nachrichten, bewies, daß Alan Poe in Wahrheit ein ganz anderer Mensch, würdig seiner Werke, gemessen war und daß nur der tückische Feind unter der Maske der Freundschaft dieses falsche Lebensbild in die Welt geschleudert hatte, um sich an dem großen Toten wegen irgendwelcher verletzten Eitelkeit zu rächen! Der erwähnte Gelehrte hat die Schlechtigkeit des ersten Darstellers offenbart; aber Jahre lang haben die besten Verehrer Poes sich darüber betrübt, daß der Autor so bedeutender Werke ein so kümmerlicher Mensch gewesen sein sollte.

Auch so wäre es mit meinem theuren Bruder auch gegangen, wenn nicht Peter Gast, Freiherr von Seydlitz und ich unsere Stimme erhoben hätten, um die Wahrheit über Friedrich Nietzsche zu bezeugen; denn auch über ihn hatte zuerst eine Feindin unter der Maske der Freundschaft das Wort ergriffen, um dem franken Nietzsche, der sich nicht mehr wehren konnte, so viel wie möglich zu schaden; aber hier waren die Beweggründe noch rechtzeitig klar darzulegen. Das Buch von Frau Lou Andreas über Nietzsche ist der Racheakt einer in ihrer Eitelkeit verletzten Frau, die meinem Bruder von Malwida von Meynsburg und Dr. Paul Rée als Jüngerin und Schülerin angepriesen, aber nach kaum fünfmonatiger Prüfung abgelehnt worden war. Er verbat sich in entschiedenster Weise jede weitere Jüngerenschaft von ihrer Seite, weil der Charakter und der Mangel an Verständnis von Frau Lou Andreas nur Mißverständnisse schuf, wie in der Biographie ausführlich erzählt ist. Auch später lehnte er jede Annäherung von Frau Andreas ab und schrieb an Malwida von Meynsburg, die sich gleichfalls von dieser Dame vollständig zurückgezogen hatte: „Dieser Art Mensch, der die Ehrfurcht fehlt, muß man aus dem Wege gehen.“ Aber mit dieser Rache verband Frau Lou Andreas noch einen anderen Zweck. Das Buch über Nietzsche ist eigentlich zu Ehren von Paul Rée geschrieben und sollte dessen verächtztes Wohlwollen für Frau Lou Andreas wieder zurückgewinnen. Um Paul Rée mit seinem so dürftigen Wissen hochzuheben, entwirft sie von Friedrich Nietzsche ein kümmerliches Zerrbild und entstellt die wichtigsten Thatfachen. Alles, was sie veröffentlicht, ist unwahr, mild ausgedrückt: Legende. Aber ihre Absicht, Rées Wohlwollen wiederzugewinnen, hat sie damit nicht erreicht, denn trotz allem Thörichtem, was er später, nachdem ihm mein Bruder mit scharfen Worten seine Freundschaft gekündigt hatte, gesagt haben soll, bin ich doch überzeugt, daß er klug genug war, um zu wissen, daß Alles, was er fertiggebracht hat (es ist nicht viel), er nur durch den Antrieb leisten konnte, den Nietzsche ihm gegeben hatte. Mein Bruder war ja der wunderbarste Lehrer seiner Freunde. Er verlangte nicht etwa, daß sie seine eigenen Ansichten haben sollten, sondern, daß sie Das erreichten, was für ihre Begabung das Höchste war. Erwin Kohde sagte so schön: „Er trieb seine Freunde auf ihre Höhe.“

Ueber die naive Eitelkeit und das Selbstbewußtsein der Frau Lou Andreas, damals Fräulein Salomé, wußte mein Bruder später, als er die peinliche Enttäuschung überwunden hatte, sehr ergötzliche Dinge zu erzählen. Als er, im Mai 1882, auf die dringende Einladung von Malwida von Meynsburg nach Rom kam, wurde ihm Fräulein Salomé als die schon vorher viel angepriesene Jüngerin vorgestellt.

Dr. Paul Rée und sie boten sich nun mit größter Beßissenheit als Hilfsarbeiter an, um meinem Bruder bei seinen schwachen Augen einen Theil der Vorarbeiten abzunehmen. Rieysche wünschte sich, wie man auf Seite 69 von „Zurück von Gut und Böse“ lesen kann, „Jagdgehilfen und seine, gelehrte Spürhunde, welche er in die Geschichte der menschlichen Seele treiben könnte, um dort sein Wild zusammenzutreiben.“ Man kann an dieser Stelle auch den Ausdruck seiner Enttäuschung finden. Auf der Rückreise nach Deutschland, wenige Tage nachdem mein Bruder Fräulein Lou Salomé kennen gelernt hatte, begleitete er sie, ihre Mutter und Dr. Paul Rée die Hälfte des Weges. In Orta kam ihnen der Gedanke, sich in irgend welcher scherzhaften Weise mit einander photographiren zu lassen. Mein Bruder sollte in einem kleinen Gärtnerwagen sitzen und die Beiden, Fräulein Salomé und Dr. Paul Rée, den Wagen ziehen. Natürlich bot mein Bruder als sehr höflicher Mann seinen Platz der Dame an, die ihn auch, zum Amusement meines Bruders, als selbstverständlich annahm. Und sein Amusement steigerte sich noch, als er später hörte, daß Fräulein Salomé dieses reichlich tolllose Bild anderen Leute zeigte, um zu beweisen, daß Rieysche sowohl als Rée von ihrem Geiße geleitet und inspirirt worden seien. Mir zeigte mein Bruder das Bild mit herzlichem Lachen: „Sieh einmal,“ sagte er, „diese junge Dame bildet sich ein, klüger zu sein als ich und Rée zusammengenommen.“ Auch ferner Stehende ahnen jetzt, worauf sich die im vierzehnten Bande, Seite 241, veröffentlichte Bemerkung bezieht: „Und wo einmal ein Weib zum Bewußtsein über irgend eine Begabung kommt: wie viel lächerliche Selbstbewunderung, wie viel ‚Gaus‘ kommt jedesmal dabei zum Vorschein!“

Nun will ich Frau Lou Andreas durchaus nicht das Recht abstreiten, ein Buch über Rieysche zu schreiben. Das thun so Viele, daß es keinen Grund giebt, gerade ihr dieses Recht zu verweigern. Nur hätte sie ihrem Buch ein kleines redliches Vorwort voranschicken müssen, in dem sie konstatierte, daß sie meinen Bruder kaum fünf Monate gekannt, niemals mit ihm über seine höchsten Probleme gesprochen hat, daß er sich nach kurzer Zeit von ihr für immer zurückzog, ausbrüchlich deshalb, weil sie ihrem Charakter und ihrer Begabung nach nichts von seiner Philosophie verstehen konnte, weil ihr die Tiefe und der Ernst für eine solche Weltanschauung fehlte, und daß die paar Briefe, die sie von Rieysche besitz, kaum fünf oder sechs an der Zahl, die sie übrigens ohne jede literarische Berechtigung, zum Theil jasmilirt, veröffentlichte, in Wahrheit nicht an sie selbst, sondern an das von Malwida von Meyenburg und Dr. Paul Rée geschilderte Idealbild einer Jüngerin gerichtet sind. Die im Text abgedruckten Stellen stammen aus Rieysches Briefen an Rée, was Frau Andreas verschweigt. Mein Bruder machte sich übrigens nichts aus Jüngerinnen und zog die Gesellschaft tüchtiger Männer ihnen bei Weitem vor. Er fand sogar, daß Philosophen, Künstler, Theosophen u. s. w., die sich mit Jüngerinnen umgaben, unwiderstehlich komisch wirkten und durch solche Gemeinschaft den Ernst ihrer Ansichten kompromittirten. Diese sogenannten Jüngerinnen suchen ja meist nichts als Liebesabenteuer, nur in etwas anderer Form. Die Erfahrungen mit Frau Lou Andreas bestätigten alle früheren Ansichten meines Bruders; er war beschränkt, daß er von Malwida und Rée sich etwas Anderes hatte einreden lassen. Wenn Frau Lou Andreas eine solche Vorrede geschrieben hätte, so konnte dann in dem nachfolgenden Buch stehen, was sie zu erzählen wünschte. Jedermann war wenigstens gewarnt, all diesen Darstellungen keine besondere Wichtigkeit beizulegen,

und ich würde nie ein Wort gegen das Buch gesagt haben. Aber Frau Lou Andreas hat gerade das Gegentheil gethan; sie hat versucht, den Lesern den Glauben beizubringen, daß ihr der ganze Lebens- und Entwicklungsgang Niesisches bekannt sei und daß sie in dessen Seelenleben Einblicke gethan habe wie sonst Niemand. Diese tiefe Unwahrheit macht ihr Buch geradezu widerwärtig. Das ist der Grund, weshalb ich immer und immer wieder darauf hinweisen muß, daß sie von dem wirklichen Niesische absolut nichts versteht. Ihr Buch ist die Ursache einer Unzahl in der Welt verbreiteter Irrthümer geworden. Ich blätterte gestern in einigen Schriften tüchtiger Gelehrten über Niesische. Die Herren wollten sicher so gewissenhaft wie möglich sein, aber die Gesamtanschauung war trotzdem falsch; es war ganz ersichtlich, daß die Verfasser zu anderen Resultaten gekommen wären, hätten sie sich nicht durch dieses Buch auf ganz falsche Bahnen lenken lassen. Sie haben geglaubt, darin etwas Wahres zu finden, namentlich in den Aussprüchen Niesisches, die aber gerade, wohl sämmtlich, entstellt sind. Und dadurch haben sich die Herren ihre Bücher vollständig verdorben und, wenn sie sie nicht umarbeiten, für die Zukunft werthlos gemacht.

Nun ist es ja richtig, daß die Darstellung von Frau Lou Andreas auch deshalb vielfach Glauben gefunden hat, weil sie der traurigen Zeitfrömmung entgegenkommt, die alles geistig Große aus dem Pathologischen erklären möchte. Diese Lehre hat bezaubernd gewirkt, gerade auf den Philister. Wie stolz hebt sich die Dessen Brust bei dem Gedanken, daß das Genie Krankheit sein soll! Dieser Krankheit ist ja der Philister niemals ausgelegt; und er steht beglückt vor seinem Gott und sagt: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese Genies.“ Aber ich hoffe auf eine Zeit, wo geniale Aerzte, Historiker und Biologen uns das Gegentheil beweisen werden und uns das Genie, den großen Menschen, als die Spitze jener Familien zeigen, die viele Generationen hindurch an sich gearbeitet und Kraft und Tüchtigkeit, das Können, die Arbeit, die Charaktere, angehäuft haben, wie mein Bruder gahnt und geschildert hat: „Alle Tugend und Tüchtigkeit am Weib und an der Seele ist mühsam und im Kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf Weniges, durch viel Zäh, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entschlüsse: aber es giebt Menschen, welche an Tugenden und Tüchtigkeiten in Alledem die Erben und Herren dieses langsam erworbenen, vielfachen Reichthumes sind, weil, auf Grund glücklicher und vernünftiger Ehen und auch glücklicher Zufälle, die erworbenen und gehäuften Kräfte eines Geschlechtes nicht verschleudert und verplüßert, sondern durch einen festen Ring des Willens zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Umgeheuer von Kraft, welches nach einem Umgeheuer von Aufgabe verlangt.“

Solche Umgeheuer an Kraft, die eine ungeheure Aufgabe bewältigten, haben wir Glücklichen im letzten Jahrhundert gehabt und zum Theil noch in nächster Nähe erlebt: Goethe, Napoleon, Bismarck, Wagner, Friedrich Niesische. Wie begehren wir nun nach dem genialen Arzt — der allerdings zugleich Philosoph und Biologe sein müßte —, der uns die Entstehung dieses Wunderwerkes (Das ist das Genie) zu erklären vermöchte! Auf anderer Seite allerdings scheint man davor zu zittern und deshalb bemüht zu sein, noch in aller Eile das Genie und seine Herkunft in Bezug auf Gesundheit und Kraft durch allerlei fragwürdige Zeugnisse zu verächtigen. Zu den Büchern, die einen solchen Zweck verfolgen, gehören die Schriften des Dr. Paul Julius Mörbius.

Schon früher wohl sind Studien über das Genie nicht immer mit der größten Unbefangtheit, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitliebe gemacht worden. Jetzt aber scheint geradezu eine gewisse Eier vorhanden, ohne gewissenhafte Prüfung allerlei Häßliches und womöglich Schmutziges über ein Genie zusammenzutragen, zu erfinden oder wenigstens zu „ermuthen“. Ueberall zeigt sich die Absicht, das Jauchzen des gemeinen Herdenthieres zu erwecken; denn das jauchzt unter allen Umständen, wenn man ihm das Genie in erniedrigter Form vorführt. Dabei kommt der Neid und der Haß der Herde gegen alles Hervorragende in voller Reivität zum Vorschein. Aber der vornehme Mensch wendet sich mit leichtem Efel von diesem Schauspiel ab; und eben so der ernste, gewissenhafte Gelehrte. Ich will heute nur flüchtig auf die schlimmsten Unrichtigkeiten des Buches von Moebius über Nietzsche zurückkommen. Jeder, dem es ernstlich um die Wahrheit zu thun ist, lese die letzten Kapitel des sechsten erschienenen Schlussbandes der Biographie. Herr Dr. Servaes bemerkt dazu in seiner vortrefflichen Kritik: „Ueber die Ursache von Nietzsches Erkrankung, aus der er sich nicht mehr erheben sollte, ist von ärztlicher Seite eine auf Vermuthungen gegründete Version in Umlauf gebracht worden, der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche entschieden entgegentritt. Nietzsche soll sich nämlich in seiner Jugend durch Leichtsinns eine Krankheit geholt haben, deren nachträgliche Folgen schließlich seine Gehirnlähmung herbeiführten. Es ist gewiß nicht Pruderie oder moralische Betrottung, wenn die Schwester dieses mit hartnäckiger Bestimmtheit auftretendem Gerücht schroff entgegentritt. Mag es glauben, wer sich dadurch befestigt fühlt. Aus Anderen wird nicht bloß die unzweideutige Ablehnung durch die Schwester genügen, sondern wir werden auch in der Lage sein, eine Reihe von psychologischen Erwägungen anzustellen, die die Hypothese in ihrer Haltlosigkeit erweisen.“ Herr Dr. Moebius ist der alleinige Urheber dieser mit „hartnäckiger Bestimmtheit“ auftretenden „Vermuthung“; alle Anderen haben es ihm nur, Manche mit Schmerz, Andere mit dem vorhin erwähnten heimlichen Jauchzen, nachgesprochen. Aber schon in einer späteren Auflage seines Buches drückt Herr Dr. Moebius seine „Vermuthung“, wie man mir sagt (ich selbst nehme ein solches Buch nicht in die Hand) mit bedeutend weniger Bestimmtheit aus. Vielleicht ist sich Herr Dr. Moebius inzwischen klar geworden, daß er in der Wiedergabe von Nachrichten in jeder Beziehung das Opfer niedriger Verleumdung, oberflächlichen Geschwätzes oder irgendwelcher Hypothesen geworden ist, und wirft sich jetzt selbst seinen Mangel an Gewissenhaftigkeit vor. Das will ich zu seiner Ehre annehmen. Jedenfalls ist sein ganzes Buch, weil es durchweg auf falschen Prämissen beruht, vollständig werthlos.

Wie falsch seine Behauptungen, wie unsicher seine Nachrichten sind, beweist der folgende Protest meines Verwandten Dr. Richard Dohler in Halle: „In den letzten Jahren ist mehrfach (zum Beispiel: in Nietzsches Philosophie von H. Drews) die Ansicht aufgetaucht, daß die Anlage zur Geisteskrankheit Nietzsches von mütterlicher Seite, also von der Familie Dohler her, auf ihn vererbt worden sei. Um der Wahrheit willen fühle ich mich, als ein der Familie Dohler Angehöriger, verpflichtet, dieser Meinung einmal energijch entgegenzutreten. Sie ist kürzlich wiederum in der Neuauflage des Buches Nietzsche von F. J. Moebius vertreten worden. Ich muß Alles, was auf Seite 19 dieses Buches gesagt ist, als vollständigen Irrthum und Mißverständnis bezeichnen. Da wird nämlich be-



hauptet, daß einige Geschwister der Frau Nietzsche geistig abnorm gewesen seien; insbesondere soll sich eine Schwester getötet haben, eine andere wahnsinnig geworden sein. Beide Angaben sind falsch. Auf welchen „Anekdoten“ diese dem Nietzsche-Buch von Ola Hansson entnommenen Behauptungen beruhen, vermag ich nicht mehr ausfindig zu machen; ich kann nur konstatieren, daß sie keine Erfindungen sind. Weiter heißt es: „Hinzugefügt wird, daß sich im Sommer 1901 auch bei dem achtundsechzigjährigen Bruder eine geistige Störung entwickelt habe“. Ich weiß nicht, ob damit etwa mein Vater gemeint ist, der zwar 1901 an einer Nierenentzündung gestorben, aber nur zweiundsechzig Jahre alt geworden ist. Er hat niemals Spuren „geistiger Störung“ gezeigt, vielmehr bis zu seinem Tode seine volle geistige Klarheit und Frische behalten. Sollte die Behauptung aber vielleicht auf den einzigen damals noch lebenden anderen Bruder von Frau Nietzsche gehen, so hat mir dessen Witwe bestätigt, daß auch er bis zu seinem Tode, trotz einem Schlaganfall, völlig ungetrübten Geistes gewesen ist. „Bermer“, so heißt es dann in dem Buch, „hat Frau Nietzsche selbst einmal angegeben, einer ihrer Brüder sei in einer Nervenheilanstalt gestorben.“ Auch Dies muß ein Mißverständnis sein; denn der angeblichen Äußerung von Frau Nietzsche liegt durchaus nichts Tatsächliches zu Grunde. Das Resultat des Herrn Dr. Moebius: „Man wird sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen müssen, daß in der Familie Dehler ein psychopathisches Element enthalten gewesen und daß es durch die persönlich gesunde Mutter auf Nietzsche übertragen worden sei“, muß ich deshalb als verfehlt und irreführend bezeichnen. Die Geschwister der Frau Nietzsche waren starke, kernige, temperamentvolle, leidenschaftliche, körperlich wie geistig auffallend gesunde Menschen. Das war hat auch Frau Förster-Nietzsche, wie sie mir sagte, gemeint, als sie Herrn Moebius gegenüber von dem „Sonderlingartigen“ einiger Geschwister ihrer Mutter sprach. Sie wollte damit nur die starke Ausprägung verschiedenartiger Individualitäten bezeichnen und war empört darüber, daß an ihre Bemerkung eine Erörterung über geistige Abnormität der Familie geknüpft worden sei. Auch hat sie mich vor kurzer Zeit versichert, daß ihr Bruder sich stets über die „Vitalität“ der Familie Dehler, der Familie seiner Mutter, herzlich gefreut habe. Also muß ich alle bisherigen und zukünftigen Versuche, die Geisteskrankheit Nietzsches durch Vererbung von mütterlicher Seite her zu erklären, als eben so mißlungen und aussichtslos bezeichnen wie die, sie von väterlicher Seite herzuleiten. Ich bin übrigens bereit, Allen, die ein ernsthaftes Interesse an Mitteilungen über die Vorfahren und Verwandten Nietzsches von mütterlicher Seite haben, noch ausführlichere Auskunft zu geben. Wir kann nur davon gelogen sein, daß in dieser Hinsicht die reine Wahrheit an den Tag kommt.“

Diese Erklärung wünscht Herr Dr. Richard Dehler in der „Zukunft“ veröffentlicht zu sehen. Selbst den Großeltern, dem sehr gesunden Ehepaar Dehler, sucht aber Herr Dr. Moebius etwas Pathologisches anzuhängen. In der Biographie erzähle ich von der Großmutter, daß sie ihren elf Kindern gegenüber ohne jede ostentative Zärtlichkeit gewesen sei. Das heißt doch für jeden unbefangenen Leser, daß sie, der Sitte ihrer Zeit gemäß, ihre Kinder nicht mit äußeren Liebesbeweisen überschüttete und verzärtelte. Dazu bemerkt Dr. Moebius: „Was auf Abnormität hindeutet, ist die Bemerkung, daß die Großmama Dehler ihren vielen Kindern gegenüber „ohne jede ostentative Zärtlichkeit“ gewesen sei.“ Wenn man auf solche

Weise anlegt, kann man allerdings Alles und Jedes beweisen; aber Niemand wird eine solche Interpretation wissenschaftlich nennen.

Nun stützt sich Dr. Roebius mit seinen Aussagen hauptsächlich auf die Darstellung von Ola Hansson; aber er vergißt, obwohl ich es ihm mitgetheilt habe, zu erzählen, daß Herr Ola Hansson im Frühjahr 1902 jedes Wort, das er über unsere Vorfahren und die Verwandten unserer Eltern hatte drucken lassen, zurückgenommen hat. Und die Dame, der Ola Hansson diese Nachrichten verdankte, hat unsere Mutter, die sie entrüstet interpellirt hatte, ihr zu verzeihen, daß sie Thatfachen erzählt habe, von denen sie absolut nichts wußte und die sie offenbar mit den Erlebnissen Anderer verwechselt hatte. Sie behauptete allerdings, daß Ola Hansson auch Vieles falsch verstanden habe, weil er des Deutschen nicht mächtig war. Also sämtliche Nachrichten von Ola Hansson über unsere Vorfahren und die Verwandten unserer Eltern beruhen auf Irrthum und Mißverständnis, wie durch schriftliche, unwiderlegbare Zeugnisse bewiesen ist, aber auch von dem Herrn Geheimrath Professor Dr. Max Heinze in Leipzig, der bei der Unterredung jener Dame mit Ola Hansson zugegen war, bezeugt werden kann. Ich muß also nach diesen Beweisen feststellen, daß Alles, was Dr. Roebius als Thatfachen erwähnt, auf den oberflächlichsten Untersuchungen beruht und immer fraglich, wenn nicht direkt unwahr ist. Was aber seine philosophischen Auseinandersetzungen betrifft, so hat er damit wohl nur Lächerln erregt, so daß ich nicht darauf zurückzukommen brauche.

Ueber die Vorfahren von mütterlicher Seite wäre noch Einiges zu sagen. Die Eltern unserer Mutter, Pastor Dehler und Frau in Pöbles, waren nämlich geradezu Typen dessen, was man gesunde Menschen nennt. Kraft, Gesundheit, froher Lebensmuth, der die Dinge nicht allzu schwer nahm, waren die Eigenschaften, die Jeder an ihnen sah. Beide sind fast nie krank gewesen und der siebenzigjährige Großpapa Dehler wäre auch an einer starken Erkältung vielleicht noch nicht gestorben, wenn er in Hinsicht auf seine Gesundheit nicht so unglaublich unvorsichtig gewesen wäre. Was aber nun die Großmutter Dehler betrifft, die das zweiundachtzigste Jahr erreichte, so würde in der That, wenn alle deutschen Frauen so gesund wären wie sie, das deutsche Volk an Vitalität alle anderen Völker übertreffen. Sie hat elf Kinder geboren, alle Kinder fast ein Jahr lang selbst geäugt kein einziges Kind verloren, sondern alle gesund großgezogen, so daß der Anblick dieser elf Kinder aus recht verschiedenen Lebensaltern (das älteste war neunzehn Jahre alt, als das jüngste geboren wurde) mit ihren kräftigen Gesichtern, blühenden Wangen, strahlenden Augen und Lockenpracht die Bewunderung aller Besucher erregte. Wenn diese Familie Dehler keine gesunde Familie war, so hat es überhaupt nie eine auf der ganzen Welt gegeben. Natürlich zeigten sich auch einige Schatten bei dieser prachtvollen Gesundheit. Alle elf Kinder waren sehr temperamentsvoll und reichlich hartnäckig und eigenstänig, so daß es nicht leicht war, mit ihnen auszukommen. Auch unter einander entstanden oft Schwierigkeiten, aber den Eltern gegenüber herrschte Ehrfurcht und bedingungslose Unterordnung; selbst als die Kinder schon Erwachsene von dreißig und vierzig Jahren waren.

Ich möchte hier noch Einiges über die Familie Niejsche hinzufügen. Auch diese Familie war sehr zahlreich; die zehn Kinder stammten aus zwei Ehen des Großvaters, Superintendenten Dr. Niejsche in Eisenburg. Die Großeltern Niejsche

zeigen einen ganz anderen Typus als die Großktern von mütterlicher Seite. Der Großvater, den ich nicht gekannt habe, muß offenbar ein Vornehmer, würdiger, sehr gelehrter und zurückhaltender Mann gewesen sein; die Großmutter, unser liebtestes „Großmchen“, war eine geistig sehr lebendige und kluge Frau mit einer wahrhaft bezaubernden Herzengüte. Die ganze Familie unseres Vaters, die ich allerdings nur in höheren Lebensaltern kennen gelernt habe, zeichnete sich durch ein ungewöhnliches Maß von Selbstbeherrschung, lebhaft geistige Interessen und einen starken Familiensinn aus, der in der rührendsten Hilfsbereitschaft der Geschwister und in den sehr guten Verkehrsvorlieben unter einander deutlich zum Ausdruck kam. Unser Vater war der jüngste Sohn und der Liebling der ganzen Familie, da er von früher Jugend an ein außerordentlich liebenswürdiger und begabter Knabe war und als Jüngling und Mann diese anziehenden Eigenschaften behielt, auch nie eine Spur krankhaften Wesens zeigte, wie Alle, die mit ihm in der Klosterschule in Koblentz oder auf der Universität und später am Hof in Altenburg zusammengekommen sind, bezeugen. Hier muß ich noch einmal auf das Buch des Herrn Moebius zurückkommen, um wiederum zu beweisen, wie vorsichtig man bei der Annahme von Miththeilungen sein muß.

Ueber die Krankheit und den frühen Tod unseres Vaters erzähle ich in der Biographie, daß er Ende August 1848 am Abend Freunde nach Hause geleitet habe. Bei seiner Rückkehr in das Pfarrhaus kam ihm an der Thür unser kleiner Hund zwischen die Füße. Der Vater stolperte und stürzte rückwärts sieben steinerne Stufen auf das Pflaster des Hofes hinab. Dadurch zog er sich eine Gehirnerschütterung zu, fing zu kränkeln an und starb elf Monate danach, am achtundzwanzigsten Juli 1849. Er war bis dahin nie krank gewesen und hatte nie an Kopfschmerzen gelitten. Zu dieser Darstellung bemerkt Herr Dr. Moebius: „Zu diesen Angaben ist noch hinzuzufügen, daß der Pastor Niesche schon vor dem Unfall krank gewesen ist. Seine Witwe hat, wie mir der Hausarzt der Familie Niesche in Naumburg, Herr Dr. Gutjahr, sagte, wiederholt erzählt, ihr Mann habe schon Jahre lang vor dem Unfall ‚seine Zustände‘ gehabt. Das heißt: er sei von Zeit zu Zeit im Stuhl zurückgesunken, habe nicht gesprochen, starr vor sich hingesehen und hinterher habe er von dem ganzen Zufalle nichts gewußt.“ Als mir Herr Peter Gast diesen Passus vorlas, war ich höchst erstaunt und fragte mich voll Verwunderung: Wie kam unsere Mutter dazu, sechsundvierzig Jahre nach dem Tode unseres Vaters einem Arzt, den sie soeben erst kennen gelernt hatte, eine Thatsache zu erzählen, die sie in dem langen Zeitraum sonst keinem erzählt hatte und die allen noch lebenden Gliedern der Familie Niesche, die unseren Vater doch viele Jahre länger gekannt hatten als unsere Mutter in der kurzen Zeit ihrer noch nicht sechsjährigen Ehe, vollständig unbekannt war? Herr Peter Gast bemerkte dazu sehr richtig: „Man wird Ihre Frau Mutter so oft um Erzählungen gequält und ihr suggerirt haben, daß eine anormale Erbschaft vorhanden sein müsse, bis ihr irgend ein Vorkommniß eingefallen sein muß, das sie nun nach den Wünschen ihrer Ausfrager interpretirte.“ Immerhin fragte ich mich: Auf welches Vorkommniß mag sich diese Interpretation beziehen? Die Aufklärung ist auf die allerheiterste Weise mir erst kürzlich gekommen. Wie ich schon erwähnte, waren die zehn Geschwister Niesche sehr hilfsreich und rücksichtsvoll unter einander und nach der Sitte jener Zeit lebten die vier unverheiratheten Schwestern bei den verheiratheten Geschwistern. Nun brannte

der einen verheiratheten Schwester das Haus ab; deshalb lud unser Vater die unverheirathete Schwester, die dort gewohnt hatte, auch noch zu sich ein, so daß er nun von vier erwachsenen weiblichen Wesen umgeben war; unsere Großmutter Richische und eine andere Schwester wohnten schon bei uns. Offenbar haben sich die Geschwister Richische Sorgen gemacht, daß dieser jüngste Bruder sich in seiner Güte zu viel aufgebürdet habe und daraus Schwierigkeiten entstehen könnten, — zumal die jüngste Tante, die er zuletzt eingeladen hatte, eben so temperamentvoll wie unsere damals noch sehr jugendliche Mutter war. So hatte sich denn einer der Schwäger aufgemacht, um die Situation zu prüfen. Ich lasse die folgende Stelle aus einem Brief vom Frühling 1848 folgen: „In Nöcken hatte ich prächtige Tage. Ludwig kommt mit seinen vier Weißbleuten fürtrefflich aus; eigentlich finds fünf, da sich das allerliebste Elisabethchen durch Schwagen und Vachen schon recht bemerkbar macht. Mit den beiden Dienstmädchen sind es sieben Frauenzimmer. Auch Rosalie und Fränzchen\* (Franziska, unsere Mutter) „vertragen sich gut unter einander. Ich erlebte zwar einen kleinen Disput wegen zweier erstorbenen Rosenstöcke, es ging aber schnell vorbei. Ludwig sagte kein Wort dazu, lehnte sich zurück und machte die Augen zu. Er that, als ob er nichts gesehen und gehört habe, und redete dann ruhig weiter. Er ist mit Allen so liebreich. Mutterchen (unsere Großmutter) war nicht dabei, sagte aber nachher mit Lächeln, so mache er es immer, deshalb ginge es so gut.“

Hier finden wir also das Körnchen Wahrheit, das der Erzählung unserer Mutter zu Grunde liegt. Was entsteht nun aber aus dieser ganz harmlosen Erinnerung? Dem zuhörenden jüngeren Arzt, der meine Mutter nur zwei Jahre gekannt hat und dem alle näheren Verhältnisse unbekannt waren, erscheint nach ihrem Tode (achtundvierzig Jahre nach dem Tode unseres Vaters) diese sehr kluge Wesplogeneheit eines höflichen, formvollen Hausherrn, der Ruhe und Frieden im Hause haben will, als etwas „Krankhaftes“. Herr Dr. Moebius nennt ohne jeden Beweis dieses „Krankhafte“ in seiner Darstellung kurz und bündig „kleine epileptische Anfälle“. Einige Zeilen weiter konstatiert er bereits als Resultat seines Nachdenkens eine „Gehirngechwulst“ unseres Vaters; und wieder einige Zeilen weiter spricht er mit ziemlicher Sicherheit von einem „Gliom“, das mein Vater sein ganzes Leben lang gehabt haben soll und das nur durch den Sturz sich schneller entwickelt habe. Die ganze Schlußfolgerung ist wahrhaft komisch; denn Alles kommt nur daher, daß unser lieber Vater sich öfters in seinem Stuhl zurücklegte und die Augen zumachte, um kleine Streitigkeiten höflich zu überhören. Auf solche Grundlagen ist die wissenschaftliche Untersuchung des Dr. Moebius aufgebaut.

Aber dieses Beispiel beweist zugleich recht deutlich, daß falschen Nachrichten durchaus nicht immer unfreundliche oder böswillige Absichten zu Grunde liegen. Manchmal giebt es wirkliche Irrthümer, die auf Mißverständnissen wohlgefunter Menschen beruhen. Im Allgemeinen pflegen die Leute nämlich nicht den Vorgang selbst zu erzählen, sondern Das, was sie sich dabei gedacht haben, und sie vergessen oft, daß sie den Vorgang selbst meist gar nicht miterlebt haben, sondern nur irgendwelche Vorbereitungen sahen oder Nachklänge hörten, woraus sie dann später ihre Erzählungen formen. In diesen Erzählern, die in wohlwollender Absicht falsche Mittheilungen machen, gehört der Hauswirth meines Bruders in Sitts-Maria. Ich will ein Beispiel auführen. Mein Bruder war gewohnt, sobald er früh aufstand, sich von Kopf bis zu Fuß kalt abzuwaschen. Er ließ sich deshalb morgens eine

kleine Wanne mit Wasser ins Zimmer bringen. Im Sommer 1888 nun (auf den sich übrigens alle Erzählungen des Hauswirthes beziehen; die sechs früheren Sommer mit den ganz anders gearteten Verhältnissen scheint er absolut vergessen zu haben) war im Engadin ungewöhnlich schlechtes Wetter. Dadurch holte sich mein Bruder eine starke Influenza und war gezwungen, auf seine sechs bis acht Stunden langen Spaziergänge zu verzichten und im dampfen, kleinen Zimmer zu verweilen. In Folge der Influenza und des Mangels an Bewegung quälte ihn, wie er sich ausdrückte, eine „absurde Insomnie“, so daß er manchmal früh um drei Uhr nicht mehr schlafen konnte, sondern aufstand und arbeitete. Um nun seine Hauswirthin nicht so früh zu stören, ließ er sich die kleine Wanne mit Wasser schon Abends ins Zimmer bringen. Was macht nun sein Hauswirth aus dieser Thatsache? Im guten Glauben erzählt er, daß sein Bruder, um sich wach zu halten und arbeiten zu können, seine Füße nachts in kaltes Wasser gestellt habe! Vielleicht spielt hier eine Reminiscenz an Schiller mit hinein.

Aber auch lustige Erlebnisse pflegt der treffliche Mann in wunderlichster Weise zu verdröhen; zum Beispiel: die Geschichte mit dem Frosch, den mein Bruder für eine englische Malerin zu einem Stillleben gesucht und gefunden hatte, der sich aber zum allgemeinen Ergötzen durchaus nicht als lebendes Modell behandeln lassen wollte und aus dem Stillleben herausgesprang. Der Hauswirth erzählt nun dieses Vorkommniß, das er nicht miterlebt hat (er hatte nur eine Schachtel für den Frosch zu liefern), als ein eigenes Erlebnis. Es taucht aber in seiner Erinnerung in einem vollständig falschen Zusammenhang auf und die Erzählung klingt nun, als ob Niesjche mit Eifer Frösche gesammelt habe, um ängstliche Damen damit zu erschrecken und dann auszulachen. Einem Zeitungschreiber ist Das noch nicht pikant genug und so macht er aus den Fröschen schleunigst Kröten. Auf solche Weise entstehen Anekdoten, die für Geschichte ausgegeben werden.

So geht es mir nun fast bei allen Erzählungen, die mir durch Dritte zu Ohren kommen. Immer muß ich dazu sagen: „Das war ja ganz anders“, — und fühle mich dann versucht, durch lange Erklärungen diese Legenden zu zerstören. Schließlich lasse ich aber die kleinen falschen Geschichten laufen, wenn sie nicht gerade Unheil anstiften können und in gutem Glauben erzählt werden. Nur wo ich direkte Entstellungen bemerke, wo die Absicht mitgewirkt zu haben scheint, meinen Bruder zu verdächtigen und zu verkleinern, ist es meine Pflicht, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit dagegen zu kämpfen. Deshalb muß ich mich mit aller Strenge gegen die beiden Bücher von Dr. Moebius und Frau Lou Andreas wenden, damit Jedermann einsehen, daß sie auf lauter falschen Grundlagen beruhen. Wer von jetzt an noch glaubt, darans Meinungen und Nachrichten für weitere Schriften entnehmen zu dürfen, beweist nur, daß es ihm nicht um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist. Daß diese Bücher überhaupt geschrieben werden konnten, lag an dem Umstand, daß ihre Autoren das Niesjche-Archiv mit allen aufgespeicherten Zeugnissen untersücht haben, dazu auch mich, deren Pflicht es ist, mit der größten Rücksichtlosigkeit gegen Andere und mich selbst (es ist un bequem und unangenehm, sich Feinde zu machen) alle nur verfügbaren Waffen zu gebrauchen, um die Wahrheit über Friedrich Niesjche festzustellen.

Weimar.

Elisabeth Förster-Niesjche.

## Irmgards Lachen.

**W**enn ich doch wieder einmal so recht aus Herzensgoldgrund herauf lachen könnte wie diese Kleine Irmgard! Nicht spöttlich lachen, nicht wehthun, nein, planlos fröhlich sein, hüpfen und pfeifen und Gut in die Lüfte werfen aus närrischer Freude am Lebenstand! Purzelbaum schlagen die lustigen Wiesen hinunter, mit Händen und Zeigefinger und großen Augen eindrucksvoll meine stumpfen Kameraden mitfortreißen in unbetretene Märchenländer, selbst als Märchenhäns durch verzauberte Wälder wandern, arm wie eine Kirchenmaus und doch im Herzen Helme und Schilde voll Rheingold!

O Ringel-Ringel-Reihn wildfröhlicher Jugendzeit! O Ihr lieb-lieben Märchengestalten, Kumpelstüßchen und Allerleirauh und königliche Gänsehirtin — „o Du Falaba, da Du hangeßt“ —, Waldhäuschchen in den Ländern weitab hinter Sonnenuntergang, wunderbar Wurzelwerk im wilden, wilden Wald! . . .

Komm einmal her, Klein-Irmgard! Sag' mir doch, Du blondes, grundgutes Menschengeschöpfchen, sag' mir einmal recht ernsthaft, wie stellst Du denn an, daß Du immer so prächtige Vorwände zum Lachen findest?

„Hast Du so viele Sorgen?“

Sorgen genug!

„Wirf sie fort!“

Topf, ein vortrefflicher Einfall! Also liebe Sorgen, leidige Sorgen, seid des Dienstes mit Dank entlassen! Und schließt Euch gleich an, Ihr „reisen“ Gebanken, Ihr Hudepad und Alldruck, — springt ab! Denn seht, ich will wieder allen Menschen gut sein! . . .

Sag' einmal, Irmgard, was trägt Du da für ein seltsam Panier auf Deinem zerknitterten Mädchenhut?

„Eine Gänsefeder.“

Ei, ei, Kleines! Gänseblümchen sind bereits Deine Lieblingsblumen; und nun auch noch Gänsefedern?

„Da hast Du sie! Schreib' Deine Worte damit!“

Schnollt mein Knirpschen? Ach was, schnollen! Irmgard lacht!

Und so sitz' ich denn am Tisch der Gartenhütte und schreibe dies Tagebuchblatt mit Irmgards Gänsefeder.

Ich schreibe mit Irmgards Gänsefeder eine feierliche Phantasierede an die ehemalige Besizerin: eine Rede über das Lachen.

Denn sieh, mein Lachtäubchen: schon grundgebiegene Männer, die Herz und Schwert auf dem rechten Fleck trugen, haben den Werth des Lachens dargethan, „Niemand tangt ohne Freude“: vier klare, feste Worte, gesagt und gesungen von Walther von der Vogelweide, der lange vor uns, liebe Thüringerin, Euren Rennsieg entlang zog. „Feiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem Alles gedeiht, Wiß ausgenommen“: prächtig geformte Worte vom Mainstranken Jean Paul, der sein Leben lang ein genialer Kindskopf blieb. „Freudigkeit ist die Mutter

aller Tugenden\*, sagt der größte Mensch und Dichter, der in diesem Thüringen geliebt hat: Goethe.

Was aber sagen wir denn selbst? Wir möchten über das Lachen gleich eine ganze Symphonie dichten. Denn aus allen Genien leuchtet ja ein überweltlich Lachen über die Welt hin. Die Götter Homers lachten schon so laut, daß der Olymp dröhnte; und die Kraft dieses Götterlachens tragen alle göttlichen Sendlinge in sich. Das Wort „sonnig“ und das Wort „lachend“ sind gute Weiswörter: der Sonnengott Apollo geht heiter über die Welt, seine Pfeile klingen bei jedem Tritt wie Melodie, und wer aus dem Licht stammt, hat Lachen und Pfeileklirren im Lebensschritt. Dies eingefangene Licht strahlt aus Thaten und Worten und Lebenshaltung sonnenstarker Menschen in die Mitwelt aus und macht durch Ausstrahlung Jeden stark, der schwachen, aber guten Willens ist. Jeder Held ist voll verhaltener Freude. Siegfrieds Waldhorn ist ein Auslachen des verzauberten Waldes. Fällt Siegfried durch den finsternen Tronjer, so fällt die Sonne, so fällt der Tag. Aber auch in Hagens nächtlichem Troß hör' ich ein Lachen, erst recht am Gegenbilde der Nacht erkenn' ich den Tag: ja, der Tag wäre nicht ohne die Nacht. Prometheus lacht am schauerlich hallenden Felsen; aus der Tragik der Griechen, aus Achilleus und Hector, aus König Friedrichs Schlachten und Napoleons Eroberungen hör' ich ein Titanenlachen. Denn das Alles sind Wege und Umwege zum Licht. Walder stirbt nur, damit wir um so besser wissen, was er uns ist, und Loki, der ihn fällt, muß durch Norden des Lichtes dem Lichte dienen, — wie unjere Sorgen!

Denn unsere lieben, leidigen Sorgen fählen uns, machen uns maßvoll im Glück, machen uns gut gegen Leidende, stolz gegen Kleinigkeiten. Bleibt nur bei uns, vertraute Sorgen! Wir hoffen, Euch zu Gutgefellen und Freunden zu ergiehn!

Aber das reinste Lachen, erquicklicher als Gold und Licht, ist das Lachen herzenreiner Güte. Es ist das stärkste Lachen, und sei es noch so leisen Klanges. Ich meine jenes innige Frohsein, das sich mit dem All eins fühlt und darüber ganz voll Glück ist, darüber allein so voll Dank, daß ihm alle anderen Dinge nichtig scheinen.

Solche kostbarste Freudigkeit ist Religion und Poesie zugleich, ist Wärme und Liebe, ist Sonnenkraft und Sternsbewegung und alles Lebens Kraft und Inbegriff. „L'Amor che muove il solo e l'altre stelle“ — die Liebe, die da Sonn' und Stern' bewegt —: der Schluffstein von Dantes schwerem Lebensbau, die Schluffzeile seines Paradiso und seines ganzen Buches.

Der mit Schöpferguth Erfüllte ist freudig und macht freudig Jeden, den er berührt.

Komm wieder her, Klein-Jrmgard! Laß Dir sagen, mein Liebling: lache Du nur Dein ganzes Leben lang und laß Dich ja nicht necken noch irz machen! Da, hier hast Du Deine Gänsefeder wieder: steck' sie wieder auf Deinen Hut und lauf zu den Anderen.

Gräfenroda.

Friz Lienhard.



## Ladenburg.

Daß die Freundschaft zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft nicht allzu innig sein könne, erwähnte ich schon vor ein paar Wochen. Die Deutsche hatte damals die Rheinische Kreditbank in Mannheim aus den alten Beziehungen gelöst und an ihre Gruppe gefesselt. Jetzt hat die Diskontogesellschaft den Hieb parirt; und zum Schauplatz ihres Handelns erjah auch sie die Stadt Mannheim. Noch bevor das Publikum aber erfuhr, daß Hanjemanns Nachfolger die Firma Ladenburg & Söhne erworben hätten, wurde schon auf einen anderen Vorgang hingewiesen, der für die angebliche Gereiztheit der Diskontoherrn gegen die Deutsche Bank zeugen sollte. In Frankreich würde man kaum wagen, dem Crédit Lyonnais die Betheiligung an einer großen Anleihe (zu den Originalbedingungen, versteht sich) zu verweigern. Deutschlands größtes Kontokorrentinstitut aber, die Deutsche Bank, die den weitesten Kundentkreis hat, wurde abgewiesen, als sie zu diesen Bedingungen an der neuesten Russenemission theilhaftig sein wollte. Diese Ablehnung ist aber nicht aus Schuldkonto der Diskontogesellschaft zu schreiben; an der Spitze des Russenkonförium steht bekanntlich die Firma Mendelssohn & Co. Sie hat ja auch das Cirkular unterzeichnet, in dem mitgetheilt wurde, das Konförium habe sich nach dem großen Erfolg rasch aufgelöst; dieses Cirkular gab freilich den Unterbetheiligten die Höhe ihres Gewinnes noch nicht an, sondern stellte die Abrechnung nur für die nächsten Tage in Aussicht. Dahinter verbarg sich erstens der Wunsch, durch solche Meldung die Russenkurse zu steigern, und zweitens die Absicht, die Zeichner auf die nun schon bezogene Option vorzubereiten. In Friedenszeiten und unter Bittes Regime wäre es den Herren wohl nicht so leicht wie jetzt geworden, die Anleihe in Petersburg zu erhalten. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß man der Deutschen Bank, als sie (wie von ernsthaften Leuten, so überraschend es klingt, hartnäckig behauptet wird) theilhaftig sein wollte, geantwortet haben soll, man bedaure, kein sagen zu müssen; da man die Mühe allein gehabt habe, glaube man, auch den Hauptnutzen für sich allein beanspruchen zu dürfen. Acht Millionen soll das Haus Mendelssohn (ohne die Provision von  $\frac{1}{2}$  Prozent für die Last der Syndikatsleitung) an der Sache verdienen haben. Dieser Gewinn wird der Firma wenigstens jetzt nachgerechnet. Auf die Abseifung bei dem Garantieyndikat (mit nur  $2\frac{1}{2}$  Prozent) hat die Deutsche Bank natürlich stolz verzichtet; die Schuld an dem ungünstigen Bescheid aber gewiß nicht der Diskontogesellschaft zugeschoben. Im Uebrigen ist ja erklärlich, daß die Deutsche Bank heutzutage mit beinahe allen Instituten in einigermaßen getrütem Verhältniß lebt. Wer vor allen Schöpfeln, an allen Ecken und Enden der Welt einen so großen Appetit entwickelt, kann bei Denen, die mitessen möchten, nicht gerade beliebt sein. Denn die Eßlustigen fühlen sich eben immer durch die Nachbarin gefährdet.

In Mannheim, unserer wichtigsten Binnenhafensstadt, die zugleich der geschäftliche Vorort des reichen Großherzogthumes Baden ist, hat die Diskontogesellschaft also das Bankhaus Ladenburg erworben. Diese Firma besteht mehr als hundertzwanzig Jahre und hat einen alten, durch die Zeit nicht geminderten Ruf. Man darf deshalb annehmen, daß diese Erwerbung eben so werthvoll ist wie die von der Deutschen mit der Rheinischen Kreditbank unternommene Transaktion. Und die Süddeutsche Diskontogesellschaft — so wird, gegen einen Entgelt von un-



gefähr 30 Millionen, das Institut sich fortan nennen — hat noch allerlei bedeutsame Zukunftspläne: in Karlsruhe, Freiburg und anderen lohnenden Städten will sie gute Geschäfte erwerben und so, von der sicheren Basis eines sehr vermögenden Landes aus, die finanzielle Herrschaft über Süddeutschland anstreben. Wie weit der Erfolg solcher Operationen im Süden führen kann, bleibt abzuwarten. Bayern ist partikularistisch und hat sich eigene Banken von nicht geringer Macht geschaffen; sie zurückzudrängen, wird schwer sein. In Württemberg dominiert die der Deutschen Bank verbündete Vereinsbank, die außerdem mit der Firma Pfäum, einem der Darmstädter Bank und dadurch schon jetzt der Gruppe der Diskontogesellschaft kirten Institut, im Kartell steht. Immerhin dürfte man schon von einem beträchtlichen Gewinn reden, wenn auch nur das badische Land von der neuen Finanzmacht erobert würde.

Die Kreditthätigkeit des Hauses Ladenburg beruhte bisher aber zum großen Theil auf einem persönlichen Element; und dieser Zustand wird nun wohl allzu bald sein Ende finden. Eine alte Bankierfamilie lernt ihre Kunden allmählich genau kennen, sählt sich ihnen verwandt und vermag jedem einzelnen nach und nach Herz und Nieren zu prüfen, so daß unheilvolle Irrthümer kaum noch möglich sind. Die Direktoren einer Bank aber sind Beamte, die von Osten nach Westen, von Norden nach Süden berufen werden und, mag ihr Wille noch so gut, ihr Können noch so tüchtig sein, ohne die Hilfe einer langen Tradition gar nicht im Stande sind, die Finanzgeschäfte eines weiten Kreises großer und kleiner Kunden bis ins Einzelne zu übersehen. Geschäfte werden ja nicht nach dem Schema F gemacht, sondern von lebendigen, individuell sehr verschiedenen Menschen, die, jeder auf seine Art, ihr kommerzielles Talent auszunützen versuchen. Wahrscheinlich geht Ladenburgs alte Kundschaft nun zur Diskontogesellschaft über. Ob sie hier aber die sorgsame Interessenvertretung finden wird, an die sie so lange gewöhnt war? Was die Firma Ladenburg an Rath, Weisand, Sachkenntniß, Thatkraft leisten konnte, hat der mannheimer Handel in seinem schnellen Wachsthum erfahren. Und diese Leistungsfähigkeit beruhte, wie gesagt, zum wesentlichen Theil auf persönlichen Eigenschaften, die nicht von einem zum anderen Tag auf die Nachfolger zu übertragen sind.

Heute glaubt man, eine wohlgeordnete Bureaukratie könne auch im Bereich kaufmännischer Geschäfte den Einzelnen ersetzen, und die meisten Männer der Wissenschaft, die über diese Dinge schreiben, zögern, einem Bankier eben so große Verdienste um die wirtschaftliche Entwickelung zuzusprechen wie gewissen Großhandelsherren vergangener Tage. Diese Tendenz unserer Zeit zwingt uns erst recht, einem Hans von der ehrenvolle Geschichte des ladenburgischen all das Gute nachzusagen, das es verdient. Tausende unabhängiger und gescheiter Männer können bezeugen, daß Mannheim ohne Ladenburg kaum zu denken ist. Mannheim war nicht etwa, wie Leipzig, eine alte Handelsstadt, in der erfahrene Kaufleute von genügender Vermögen lebten, sondern ein neues Gemeinwesen, dessen Bürgern zunächst zwar nicht die Unternehmungslust, doch der Reichthum und die nöthige Schulung in Geschäften fehlte. Einen schwer überschätzbaren Vortheil hatte es freilich für sich: den Rhein, die Pumpstation, wie der Pfälzerwitz sagte. Der kurfürstliche Hofaktor Ladenburg wartete geduldig, bis seine Zeit gekommen war: nach der französischen Epoche mußte erst das dumpfe Gefühl der Unterthänigkeit geschwunden, der Erwerbssinn erwacht sein, ehe man an einen Handelsverkehr größeren Stils denken konnte. Allmählich kam es so weit. Von Mannheim aus wurde die Einfuhr und Ausfuhr

von Getreide, Holz, Hopfen, Wein, Tabak, Chemikalien vermittelt; und fast Alle, die in diesem erstarkenden Import- und Exporthandel thätig waren, fanden im Hauptbuch des einen Mannes. Ladenburg kannte ihre Pläne und ihre Bilanzen; er kontrollirte und kritisirte sie und gab ihnen, wenn sie ihm solid genug schienen, große Kredite. Eine ganze Weile später erst folgten die anderen Bankiers seinem Beispiel; und auch dann hatten sie nicht eine so offene Hand. Vermuthlich giebt es in unserem Vaterland noch manche Stadt, die ihren Wohlstand dem klugen Kopf und weiten Blick eines Einzelnen zu danken hat. Die Theoretiker, die in dicken Bänden die Geschichte der deutschen Unternehmer behandeln, sollten solchen Spuren recht eifrig nachgehen; vielleicht fänden sie dann ein Jahrzehnte umfassendes Material, dessen Werth beträchtlicher wäre als der kniffliger Kombinationen. Ladenburg war schon der Bankier der aufblühenden Stadt, als in Mannheim die Börse noch unter freiem Himmel tagte, das Geldwechselgeschäft sich also in der primitivsten Form vollzog und durch Auscufer bekannt gemacht wurde, daß Herr Ladenburg „heute“ nach Frankfurt reise und Wechsel kaufe; wer London brauche, möge sich melden. So Vieles sich seitdem änderte: das Haus blieb aufrecht.

Von Mannheim aus wird nicht nur Baden, das immer noch zuzufahren muß, mit Getreide versorgt, sondern auch Bayern, Württemberg, Elsaß-Lothringen und die Schweiz. Einst war Bayern die Kornkammer Süddeutschlands. Das ist anders geworden, seit die Bevölkerungszahl im Wittelsbacherreich gestiegen und die Lebenshaltung höher geworden ist. Trotz aller Konkurrenz, die durch das berliner Lieferungsgeschäft und in den Seestädten Hamburg, Bremen, Antwerpen und namentlich Rotterdam entstanden ist, behauptet Mannheim noch heute seine Machtstellung als wichtigster Platz des Effectivhandels. Auf dem Wasserweg über Genua wird von hier mit der Gotthardbahn auch Getreide in die Schweiz geliefert. Wer die mannheimer Hafenanlagen sieht, braucht nicht einmal auf das benachbarte Ludwigshafen zu blicken, um zu erkennen, daß alle Nebenbuhlerschaft den rastlosen Fortschritt der Stadt nicht zu hemmen vermocht hat. Der moderne Handel läßt sich örtlich nicht mehr binden; er begnügt sich nicht mit einem Platz. Mannheimer Getreidehändler stellen den Weltmarktpreis, wie es gewünscht wird: loco Rotterdam oder anders; sie können ihren argentinischen Weizen auch über Genua in die Schweiz schicken. Mannheim ist in solchen Fällen eben nur der Schauplatz der Vertheilung. Für die Schweiz ist die Lariigrenze übrigens die Linie Olten-Luzern; erst dort ist die Differenz auszurechnen, die entscheidet, ob die Rheinverschiffung via Rotterdam oder der Versand über Genua billiger ist. In Brunnen und Gessfeld gehören die Silos der Gotthardbahn. In dem genuesischen Silo lagern meist Sendungen aus Galaz (dessen Silo dem rumänischen Stat selbst gehört). In einigen Donauhäfen haben mannheimer Firmen eigene Silos.

Auch für deutschen Tabak ist und bleibt Mannheim natürlich der erste Platz. In der Erntezeit entsteht für Wein, Tabak, Hopfen gewöhnlich ein starker Geldbedarf. Auch diese Verhältnisse sind freilich dem Wandel alles Menschlichen unterworfen. Früher pflegte im Juli, wegen der inländischen Wolle, Geldknappheit einzutreten. Das hat aufgehört, seit mehr argentinische und australische Wolle verbraucht wird. Aus dem Schwarzwald kommt das Holz den Rhein hinunter und auch für diesen sehr großen Handel ist Mannheim der Vertheilungsplatz.

Freundschaften zwischen Bankier und Kundschaft sind immerhin selten. Von

Ladenburgs kann man sagen, daß sie mit der werthvollsten Schicht ihrer ausgedehnten Kundschaft beinahe auf dem Fuß der Freundschaft verkehrten. Diese Beziehungen nützten natürlich auch dem benachbarten Ludwigshafen, wo es damals weder die Pfälzische Bank noch die Filiale der (münchener) Bayerischen Vereinsbank gab. Ludwigshafen wäre in der Bayerischen Pfalz schwerlich so groß geworden, wenn Mannheim nicht — das Bedauern half später nicht — den Fehler begangen hätte, sich gegen die Gründung der neuen Chemikalienfabriken zu sperren. Ladenburgs waren auch in diesem Fall auf dem Posten. Sie gehören zu den Gründern der Badischen Amliu- und Sodafabrik, der großen Zellstoff-Fabrik Waldhof, der Zunderfabrik Waghäusel, der Alkaliwerke Westergeln und zu den Großinteressenten und Aeußern der Elektrizität-Gesellschaft Schuckert. Das frankfurter Haus hat noch in neuester Zeit besonders Glück mit Kunstseide gehabt, deren Aktien im Lauf weniger Monate über 400 Prozent gestiegen sind. Diese frankfurter Firma bleibt, wie die alte londoner und die jüngere, aber sehr wichtige Verbindung in New-York, einstweilen selbständig; sie werden nicht in die neue Kombination einbezogen. Die Diskontogesellschaft übernimmt vorläufig nur das mannheimer Haus. Früher gab es auch eine Niederlassung in Wien, deren Inhaber durch Heirath der Reichste der Familie geworden sein soll.\*) Der Preis, der von Berlin aus jetzt für das mannheimer Haus gezahlt worden ist, hätte vor einiger Zeit noch, bevor mehrere Erbtheilungen das Vermögen geschmälert hatten, zum Erwerb nicht hingereicht. Um den wichtigsten mannheimer Handel nach allen Seiten vertreten zu können, mußte die Diskontogesellschaft nun noch eine feste Stütze in der Schweiz suchen. Da sie aber längst mit dem Baseler Bankverein verbündet ist, braucht sie nach dieser Richtung nicht erst vorzusorgen.

Manche blinde Agrarier halten die Thätigkeit des Bankiers für eine müßlose Art des Gelderwerbs. Wie falsch dieses Urtheil ist, lehrt die Geschichte unserer alten großen Kontokorrentfirmen. Und noch etwas Anderes lehrt sie: daß in vielen deutschen Städten die Bürger zu den Künsten des Rechnens und Handelns erst erzogen werden mußten, — erzogen von einer Klasse, die lange zurückgesetzt und scheel angesehen war und in solcher Roth den Handelsstimm besonders geschärft hatte. Diese Entwicklung pflegt heutzutage schnell aber vergessen zu werden, sobald Einer aus dieser Klasse sich zu selbständiger Macht emporgearbeitet hat.

¶ futo.

\*) Gemeint ist wohl Herr Ludwig Ladenburg, der um die Zeit der bürgerlichen Revolution eine Tochter des angesehenen prager Bankiers Leopold von Laemmel heirathete und als Schwiegervater einen Theil der Geschäftsleitung auf sich nahm. Gegen Ende der fünfziger Jahre ging die Firma Laemmel ein und Ludwig Ladenburg gründete in Wien, wo das mannheimer Bankhaus vorher durch ein anderes Institut vertreten gewesen war, ein eigenes Geschäft. Da er einen Palast am Operaring und in Pöchlendorfer eine Villa mit herrlichem Park hatte, muß er sehr reich gewesen sein. In der neuen Firma blieb er aber nicht lange. Er wurde Direktor der Nationalbank, ließ sich dann in den Verwaltungsrath der Franz-Joseph-Bahn, später auch in den österreichischen Reichsrath wählen. Doch seine Gesundheit war nicht fest, er mußte auf jede geschäftliche und politische Thätigkeit verzichten und das kinderlose Ehepaar, dessen Haus in Wien ein Mittelpunkt großartiger Geselligkeit gewesen war, zog nach Florenz. Dort ist zuerst die Frau, bald auch der Mann nach kurzem Aufenthalt gestorben.

## Selbstanzeigen.

### Krankheiten der Juden. Benno Konegen in Leipzig.

Heutzutage ist es ein Wagnis, von Krankheiten der Juden zu reden. Leicht verleht man da einen parteipolitischen Interessentkreis und muß unberechtigte Verdächtigungen oder Vorwürfe über sich ergehen lassen. Doch solche Bedenken lähmten mich nicht. Ich durfte auch nicht verjäumen, die sozialökonomischen Momente zu betrachten, die Ausschluß über den Gesundheitszustand der jüdischen Rasse geben. Was die Juden als physische Rasse geworden sind, wurden sie zum großen Theil unter dem Jahrhunderte langen Zwang ungünstiger sozialer Verhältnisse. Daran durfte ich nicht wortlos vorbeigehen. Ich habe mich redlich bemüht, streng neutral zu bleiben, nichts zu verhüllen oder zu beschönigen und, wo es noththat, mit fester Hand die Schäden ans Licht zu ziehen. Und wer ist dazu berufener als der Arzt und Jude? Freilich: noch bildet die Mehrzahl der Juden kein allzu williges Auditorium. Sie will überhaupt nichts mehr von jüdischer Rasse, von Rassebesonderheiten hören, fürchtet oft auch, zu den entarteten Nachkommen des ausgewählten Volkes gezählt zu werden und dadurch judenfeindliche Bestrebungen nur gefördert zu sehen. Und doch kann nur Selbsterkenntnis und Selbstkritik die von allen Seiten gewünschte Besserung des Rassenmaterials schaffen.

Elberfeld.

Dr. Heinrich Singer.

### Die Kirche siegt! Otto Janke, Berlin.

Mein Roman will die Leser vor Probleme stellen, die heute nicht nur die Kirche, sondern alle Gebildeten beschäftigen, nämlich das Verhalten der Kirche zur Feuerbestattung und zum Selbstmörder. Es will kein Tendenzroman sein. Es kommt ihm nur auf die künstlerische Gestaltung der Probleme, auf die Seelenkämpfe an, in die ein streng religiöser Geistlicher durch an sich geringfügige und doch zwingende Verbote geführt wird. Daß es sich nur um psychologische und nicht um tendenziöse Entwicklung handelt, zeigt der Schluß. Jeder erhält sein Recht. Die Kirche, vertreten durch einen edlen, großangelegten, aber sehr strengen Konsistorialpräsidenten, hält an Normen fest, die sich nicht so leicht hinwegräumen lassen, wie der unbefangene Blick glaubt; der Einzelne aber erwirbt sein Recht auf Persönlichkeit, ohne das der evangelische Geist nicht bestehen kann.

Arthur Sewett.

### Rettung. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Französische Aerzte haben allen Ernstes die Liebe für eine Krankheit des Gemüthes erklärt und ihr Wesen der Wirkung eines schleichenden Giftes verglichen. Es ist klar, daß, was in diesem Aperçu Wichtiges enthalten ist, durch grobe Uebertreibung, die nur die eine Seite des Phänomens berücksichtigt, wieder in Frage gestellt wird. Die Pathologie der Liebe ist noch nicht geschrieben. Es giebt — neben dem beglückenden, die Seele erhebenden echten Liebegefühl — in der That auch eine ungesunde Liebe, die kein seliges Wächeln kennt und einen Verfall der moralischen und intellektuellen Kräfte bedingt: gleich einer maniakalischen Intoxikation lähmt sie die Energie des Willens und führt zu einer Gemüthsverkrankung,

die dem geistigen Tod gleichkommt. Mein Roman schildert einen Fall solcher Liebespsychose.

Leipzig.

Heinrich von Schöler.

### Die große Sehnsucht. Kurt Wiegand, Leipzig.

Darf Kunst mit Tendenz verknüpft sein? Die Frage hat die Künstler oft beschäftigt. Gewiß ist Tendenzkunst nur „kleine Kunst“. Doch unsere ewig unvollkommene Welt mit ihren tausend Missständen wird immer wieder heilige Zorn- und Spottgefühle in uns wecken und diese mit der Kunst verschmelzen lassen, wenn wir auch Gefahr laufen, nur die Seele Derer zu bewegen, deren Lebensbedingungen gleichen Gedankengang erzeugten. Und so wird auch meine Arbeit nur zur „kleinen Kunst“ gezählt werden, da mein Schauspiel neben seinem Urzweck, Schauspiel zu sein, also erst durch die Wiedergabe des Schauspielers auf unseren Gehörs- und auch Gesichtssinn vollen Eindruck zu machen, den Nebenweck verfolgt, ein Beitrag zu großen Fragen unserer Zeit zu sein. Mit vielen modernen Menschen glaube ich, daß es Pflicht der Eltern ist, ihren Kindern auf sexuellem Gebiet die volle Wahrheit zu sagen, ehe fremde Menschen sie in unreiner, falscher Weise aufklären, und hierdurch der heranwachsenden Jugend den Weg zu zeigen zu einer reineren Lebensauffassung und zur höheren Schätzung von Vater- und Mutter- schaft, statt durch Fabeln dem Kind die Lüge ins Herz zu pflanzen und das volle Vertrauen zu den Eltern zu erschüttern. Davon, von der Sexualsittlichkeit und von der Gleichberechtigung beider Geschlechter, ist in meinem Drama die Rede.

Rudolf Burghalter.

### Die moderne Literatur. I. Simion Nachfolger, Berlin. — Ibsen (Moderne Essays, Heft 42/43.) Berlin, Gose & Tetzlaff 1904.

Ich nehme das Interesse des Lesers gleich für zwei — innerlich verwandte — Schriften in Anspruch. Das Buch „Die moderne Literatur“ ist aus dem persönlichen Bedürfnis entstanden, Klarheit über die geistigen und seelischen Faktoren zu gewinnen, die das eigentliche Element der modernen Dichtung bilden. Die Schrift geht aus von dem modernen Menschen und sucht die Notwendigkeit der Entstehung einer Dichtung nachzuweisen, die seinem neuen Sehen, Fühlen, Denken entspricht. Sie stellt sich dann die Aufgabe, das Bleibende und Bedeutende in Roman, Lyrik, Drama gegenüber den literarischen Tagesberühmtheiten und Mode- gängen festzustellen. Hebbel und Ibsen, deren Lebenswerk ausführlich dargestellt wird, erscheinen mir in ihren Problemen und ihrer Kunst als die wahren Vertreter der Moderne. Das Buch über Ibsen entwickelt ähnliche Ideen in engem Anschluß an die Persönlichkeit und die Werke des Dichters. Ich habe Ibsen nicht „erklärt“, weil seine Dichtungen in ihrer gegenständlichen Wirkungskraft keiner Erklärung bedürfen. Vielmehr ist hier der Versuch gemacht, unmittelbar in seine Ideenwelt einzuführen, die Entwicklung seiner ethischen Anschauungen zu zeigen und in einer Analyse seiner sämtlichen Dramen das Gemeinsame ihrer Welt- und Lebensanschauung darzustellen. Im Gegensatz zu den „Entdeckern“ Ibsens sehe ich in den letzten Dramen den Gipfelpunkt seines Schaffens.

Dr. Hans Landsberg.

## Notizbuch.

S
 uch Civilisten kanns schließlich Jede wie Hofe sein; wir alten Troupiers knirschen aber wieder mal, daß mans durch drei eichene Bretter hört. Und haben keinen Trost. Daß Stoepfer das Großkreuz zum Rothen mit Laub gekriegt hat, ist doch keiner; deutet höchstens an, daß der König von Mex noch fest unter seinem Thronhimmel sitzt (was er ja auch selbst glaubt; hätte sich sonst nicht neue Pferde gekauft) und der Zweite Garde-Armee noch eine Ede abwarten muß, bis er in den neuen Generalkommandopalaest einziehen darf (für dessen Kaiserpalzräume S. W. selbst die Tapeten ansucht.) Herrgott: kostet diese Refordfestung uns einen Haufen Geld! Und im Kriege könnte sie uns oben-drein noch die Entschlußkraft des Führers kosten. Wer denkt bei uns aber noch an den Krieg? Wenn mans hätte, wären solche Spitzen der Naugliste unmöglich. Diesen ganzen Grimm, den ein allzu früh Pensionirter hoher Charge mir neulich ausstöhnte, hatte die Ernennung neuer Feldmarschälle bewirkt. Die ja auch in den Zeitungen viel beredet wurde. Vier Herren, darunter ein Prinz, von denen keiner vor dem Feind ein Kommando hatte. Feldmarschall, sagt man, sollte nur heißen, wer im Felde die Truppen geführt, an ihrer Spitze glorreich gesodlen hat. So wars immer und überall; bei Marlborough wie bei Suworow, bei Derfflinger und Blücher, Damm, Kadejty und Rey. Will man tüchtigen oder beliebten Leuten, die in Generalstäben oder in der Hofadjutantur ausgewachsen sind, noch höhere Titel geben als den des Generalobersten, so mag man sie (österreichisch) Feldmarschall-Lieutenant oder (brandenburgisch) Feldzeugmeister nennen; den Marschalltitel soll man den Kriegern und Siegern lassen. Alles richtig; und es wäre wohl besser gewesen, wie von der alten Preußenfite zu weichen, nach der kein Prinz Feldmarschall werden durfte. Aber sind diese Titel Fragen wirklich so vieler Meden werth? Der Kaiser wünscht, Feldmarschälle in seinem Gefolge zu sehen. Einen großen Krieg haben wir seit vierunddreißig Jahren nicht mehr geführt, also giebt's auch keine Generale mehr, die mit Siegerkranz und Marschallstab aufmarschiren könnten; also müssen Feldmarschälle ohne Feldleistung heran, Männer sogar, die, wie Herr von Sahnke, nicht einmal im Frieden ein Corps geführt haben. Was man nun Einem geben würde, der eine große Schlacht gewonnen hätte, wissen die Götter. Dazu wird's so bald ja auch nicht kommen. Und daß alle Auszeichnungen bei uns in rajchem Tempo entwerthet werden, ist leider schon eine alte Geschichte. Den Schwarzen Adler haben jetzt ja auch merkwürdige Zeitgenossen; und Signor Leoncavallo rangirt mit den berühmtesten Häuptern deutscher Wissenschaft. Name ist Schall und Rauch. Das kriegerisch klingende Wort Feldmarschall bedeutet künftig eben nichts so Besonderes mehr, ist nur noch ein Titel wie andere. Die Excellenzen im Bürgerrod sollten wegen solcher Lappalie die Gebisse nicht strapaziren. Und die Armeekritiker in der Presse sollten lieber fragen, ob die allzu lange schon herrschende Tendenz, hohen Hofoffizieren die Corpskommandos zu geben, nützlich wirken kann. Ob Einer, der gestern Generaloberst hieß, heute Feldmarschall heißt, ist am Ende gleichgiltig; nicht aber, ob Armeecorps Männern anvertraut werden, denen das innere Leben und der Frontdienst der Truppe stets fremd geblieben ist.

Der österreichische Reichsrath ist wieder einberufen worden. Da er ein neues Ministerium vor sich hat, wird vielleicht eine Weise vernünftige Arbeit (ohne Obstruktion) möglich sein. Wie lange aber? Nach Menschenermessen muß es bald wieder Standal geben und die Maschine stillstehen. Der grazer Staatsrechtslehrer Professor Gumplowicz schreibt mir über dieses Thema: „Der österreichische Parlamentarismus dauert nun

schon über vierzig Jahre. Und was lehrt er uns? Daß er unmöglich ist. Aus dem Westen verplante man ihn zu uns herüber. Hier gedieh er aber nicht. Halbwegs konnte sein Schein ausfrierhalten werden, so lange noch die Deutschen im Schmerlingstheater vor dem Schottenthor das Uebergewicht hatten. Das war in den siebenziger Jahren. Je mehr die Macht der Deutschen zurückging und die der anderen Nationen wuchs, um so klarer erkannte man, daß nationale Kämpfe den Parlamentarismus unmöglich machen. Politische und soziale Parteien sind in Parlamenten möglich; nationale nicht. Denn der Kampf der Nationen ist *toto genere* vom Kampf der Parteien innerhalb einer Nation verschieden. An diesem inneren Widerspruch zwischen Parlament und Nationalitätenkampf scheitern selbst die Regierungskünste der geschicktesten Minister. Auch Auflösungen und Neuwahlen helfen dagegen nicht. Denn das Uebel stammt eben nicht von der zufälligen Parteienbildung, sondern von dem erbittertesten Nationalitätenkampf. Wer rückwärts einhalbjahrhundert überblickt und die Entwicklung Oesterreichs ohne Illusionen sieht, muß zweifeln, ob ein Centralparlament, wie es Schmerling für die ganze österreichisch-ungarische Monarchie träumte, auch nur noch für das namenlose Länderkonglomerat diesseits der Leitha möglich wäre. Die letzten vierzig Jahre haben zu deutlich bewiesen, daß ein Parlamentarismus, den verschiedene Nationen zum Kampf gegen einander benutzen, nicht lebensfähig ist. Und wo ist ein Weg zur Rettung? Ich sehe nur einen: die Länder (deren Vertretung einheitlich bleiben muß) müssen nationale Parlamente erhalten. Freilich dürfen es nicht sieben-zehn Länder sein, wie nach der heutigen Verfassung Oesterreichs; mit siebenzehn Parlamenten kann man auch nicht regieren. Unter möglichster Wahrung nationaler Einheiten müssen größere Länderkomplexe gebildet werden. Die Idee scheint abenteuerlich; sie wird sich aber von selbst durchsetzen. Heute giebt es ohnehin für diese Länder kein Centralparlament mehr. Denn ein Reichsrath, der alle paar Monate auf einige Wochen zusammenberufen wird und dann wieder *ad oculos* demonstriert, daß er nicht leben kann, ist doch kein Parlament. Zum Absolutismus kann man nicht zurück; und eine Rekonstitution Oesterreichs kann nur auf natürlichen, vorhandenen Grundlagen erfolgen. Solche Grundlagen sind die großen nationalen Länderkomplexe; in jeden von ihnen müssen einige der heute existirenden „Königreiche und Länder“ aufgehen. Mit vier oder fünf lebensfähigen nationalen Parlamenten läßt sich jedenfalls leichter regieren als mit einem nicht nationalen und nicht lebensfähigen. Zu einer solchen Umgestaltung ist Oesterreich heute reif. Nur einer kühnen Initiative bedarf es. Haben die Länder selbst Kraft genug, dann kann die Umgestaltung, wie die ungarische in den sechziger Jahren, von unten kommen. Fehlen den Ländern aber diese Kräfte, dann wäre nur noch an eine Rekonstitution von oben zu denken, die freilich den starken Willen eines genialen Mannes fordern würde. Und dieser Retter aus der österreichischen Noth scheint leider noch immer nicht gefunden.“

Herr Professor Dr. Ludwig Gurlitt wünscht die Aufnahme der folgenden Replik:

Die etwas persönlich gehaltene Ansprache des Herrn Professors Dr. David Coste, Direktors des wilmersdorfer Bismarck-Gymnasiums, zu der ich mein kleiner Artikel „Schule und Haus“ veranlaßt hatte, macht mir eine kurze Erwiderung zur Pflicht. Daß das deutsche Volk bei der Arbeit sei, sich völlig neue Erziehungsverfahren zu schaffen oder doch vorerst im Geiste auszugestalten, soll man nicht deshalb glauben, weil ich es gesagt habe, sondern weil es eine offenkundige Thatsache ist. Die große geistige Revolution, die sich in der Gegenwart vollzieht und auf alle Gebiete unseres Kulturlebens einwirkt, auf Sozialpolitik, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Handwerk, diese Revolution kann unmög-

lich ohne tiefe Einwirkung auf unser Schulleben vorübergehen. Das Reformbedürfniß zeigt sich auch auf diesem Gebiet in zahllosen Schriften und in öffentlichen Versammlungen; auf den Kunst-erziehungstagen in Dresden und Weimar und auf dem Ersten Deutschen Erziehungstag in Weimar, in Vorträgen von Wanderrednern (Dr. Johannes Müller, Arthur Schulz) und in täglichen Gesprächen der Gebildeten wurde und wird es sichtbar. Sollte Herr Coste von Alledem bisher noch nichts gemerkt haben? Uebrigens ist die Thatsache weder überraschend (denn fast jedes Zeitalter hat neue pädagogische Bahnen gesucht) noch auf Deutschland beschränkt, wie ein Blick in Wilhelm Müchls „Zukunftspädagogik“ lehrt. Wie sich jeder Einzelne, Fachmann oder Laie, zu dieser modernen, starken Geistesbewegung stellen will: Das ist seine Sache; und ich achte eines jeden Mannes Ueberzeugung in dem Grade, wie er mir das Recht der meinen ungeschädigt läßt. Damit verträgt sich natürlich ein offener, ehrlicher und auch scharfer Kampf der Meinungen durchaus. Auf ein Zweiggespräch aber, zu dem Herr Coste mich einlädt, kann ich mich hier nicht einlassen; es würde zu viel Raum erfordern und doch nutzlos sein: denn hier stehen sich zwei verschiedene Grundanschauungen gegenüber, wie etwa auf politischem oder kirchlichem Gebiete Orthodoxie und Liberalismus. Nur zwei Fragen will ich beantworten. Erstens: meine Kenntnisse von den Beziehungen der Schule zum Elternhaus habe ich in Deutschland gesammelt; eine bestimmte Schule hatte ich bei meinen kritischen Betrachtungen nicht im Auge. Ich bekämpfe alleingeseffene Gebräuche und Anschauungen, die mir nicht mehr zeitgemäß erscheinen, lasse mich aber nicht zu persönlichen Angriffen verleiten. Ich weiß zweitens sehr wohl, daß die Herren Direktoren im dienstlichen Verkehr mit dem Publikum mindestens den „korrekten“ Ton einhalten; etwa so: „Hinsichtlich Ihrer werthen Anfrage, den Urlaub Ihres Sohnes betreffend, erlaube ich mir, Ihnen ergebene mitzutheilen, daß ich auf Grund der Verfügung des . . . vom . . . dieses Monats zu meinem Bedauern Ihrem Wunsche keine Folge geben kann. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebene . . .“ „Höflich bis zur letzten Galgen sprosse“, wie Bismarck sagte; aber „Der Andere hört von Allem nur das Mein.“ Wenn ich also schrieb, es heiße, „Man! halten.“ so glaubte ich, daß Leser der „Zukunft“ diese derbe Formel richtig in dem Sinn auffassen würden: „Da hat Dein Einspruch kein Gewicht und keine Folge; da herrscht die allmächtige Verfügung.“ Herr Coste aber führt meine Worte als persönliche Beleidigung oder Beleidigung aller Direktoren auf und schreibt, auch im Uebrigen meine Betrachtungen abweisend, mit seinem Spott: „Rüge Herr Gurllitt bald den Rath und die Mittel finden, sich aus den unhaltbaren Verhältnissen, die er schildert, in solche freie Thätigkeit hinüberzuretten und selbst eine Schule einzurichten, bei deren Ausbau ‚die Wünsche, Ansprüche, Bedenken und Hoffnungen der Eltern zum klaren Ausdruck kommen und sich Anerkennung erwirken‘. Da kann er dann lehren, wie man es machen muß, und erwidert sich hoffentlich Verdienste um das Vaterland, um die Zukunft des Staates, um Schule und Haus.“ Das Selbe haben mir schon ernste und kluge Leute aus ehrlicher Gesinnungsgemeinschaft empfohlen. Von meinen Gegnern lasse ich mich aber nicht so bei Seite schieben; auch scheinen die Zustände mir nicht „unhaltbar“, sondern nur reformbedürftig. Ich danke aber Herrn Coste. Unbewußt liefert er uns hier durch ein Musterbeispiel den Beweis, daß meine Beschwerden ihre Berechtigung haben; denn wie würde er mit einem Vater seiner Schüler verfahren, der Etwas an den deutschen Schulen zu tadeln hätte, wenn er sogar einem im Schuldienst ergrauenden Berufsgenossen in solchem Fall mit spöttischer Höflichkeit die Thür weist! Schon jetzt herrscht Lehrernoth; wenn aber alle die offen oder heimlich „Nörgelnden“ auf Herrn Costes Rath den Schulstand von ihren



Schulen schüttelten und den Staatsdienst verließen, dann würden die Herren Direktoren bald nicht mehr wissen, wie sie Schule halten sollten. Die Zahl der Kollegen, die sich mir in Schrift und Rede als Gesinnungsgenossen bekannt haben, ist größer, als Herr Coste annehmen dürfte. Während ich schreibe, kommt mir der „Tag“ vom vierzehnten Januar in die Hände, worin der Oberlehrer Dr. Albert Bruhn einen kleinen Aufsatz über das Thema: „Eine neue Art der Jugendzuehung“ (also doch?) veröffentlicht. Seine Worte kommen mir sehr gelegen und sind mir wie aus der Seele geschrieben; sie berechtigen mich zu der Hoffnung, daß bald noch weitere Gesinnungsgenossen helfen werden, unser neues Erziehungsideal seiner Verwirklichung entgegenzuführen. Durch den Spott der Konserwativen ist noch keine fortschrittliche Bewegung dauernd zurückgehalten worden.

Herr Karl Zentsch hatte im Dezember hier an ein Wort Goethes über das schwächliche Epigonenegeschlecht der Dichter erinnert, das sich auf sein Talent nicht gar so viel einbilden dürfe. Zentsch konnte die Stelle in den Gesprächen mit Eckermann nicht finden. Einzelne Leser waren glücklicher. Einer schreibt, offenbar sei die folgende Stelle gemeint: „Hier“, sagte Goethe, „steht in der Allgemeinen Zeitung ein Gedicht an den König (von Bayern), das der Kanzler mir vorlas und das Sie doch auch sehen müssen.“ Goethe gab mir das Blatt und ich las das Gedicht im Stillen. „Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte Goethe. „Es sind die Empfindungen eines Dilettanten“, sagte ich, „der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönt und reimt, während er selber zu reden glaubt.“ Das sind nun nicht Goethes Worte, sondern Eckermanns (in dem die Erinnerung an Schillers Kenion von der „gebildeten Sprache“ nachtönte). Wahrscheinlicher klingt die Vermuthung, Zentsch habe an das Gespräch vom neunundzwanzigsten Januar des Jahres 1827 gedacht, über das Eckermann berichtet: „Hieran knüpften sich manche Betrachtungen über die Produktionen unjener neußen deutschen Dichter und es ward bemerkt, daß fast keiner von ihnen mit einer guten Prosa aufgetreten. „Die Sache ist sehr einfach“, sagte Goethe; „am Prosa zu schreiben, muß man Etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere giebt und zuletzt Etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was.““ Noch zwei Stellen. Am siebzehnten Januar 1827: „Ich sehe immer mehr, daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und Acherhunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein Wenig besser als der Andere und schwimmt ein Wenig länger oben als der Andere: Das ist Alles. Jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei und daß Niemand eine besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht.“ Und am fünfzehnten April 1829: „Das Verführerische für junge Leute ist Dieses: Wir leben in einer Zeit, wo so viel Kultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Lust seiner Umgebung hat er sie eingejogen; aber er denkt, sie seien sein Eigenthum: und so spricht er sie als das Seinige aus.“

Da wir gerade bei der Literatur sind, rath ich ein paar Worte über die neuße Dichterprißverleihung. In Oesterreich giebt's eine Grillparzer-Stiftung, die, so heißt im Statut, „die Aufgabe hat, zur Hebung der deutschen dramatischen Produktion durch Vertheilung von Preisen beizutragen.“ Die Frage, ob mit solchen Mitteln eine „Hebung möglich

wäre, ist längst beantwortet. Den Preis, der vom Tage der Stiftung an in jedem dritten Jahr zu vergeben ist, sollen Dramen erhalten, „die durch eigentümliche Erfindung und durch die Gediegenheit in Gedanken und Form auf die Anerkennung dauernden Wertes Anspruch haben.“ Das Drama muß aufgeführt und als das „relativ Beste“ unter denen, die in den letzten drei Jahren auf die Bühne kamen, von den Richtern anerkannt sein. Angezogen sind die Herren Wilbrandt und Wildenbruch erhielten den Preis. Ganz schön. Daß man ihn Herrn Wilbrandt noch ein zweites Mal (für die süßliche Phrasologie des „Meisters von Palmyra“) gab, war schon schlimm. Und als gar „Nosenmontag“, das unseine Spektakelstück des Herrn Hartleben, gekrönt ward, gabs ein Gelächter. „Gediegenheit in Gedanken und Form“; „Anerkennung dauernden Wertes.“ Wer denkt heute, nach drei Jahren, noch an diese bunte Coulistengeschichte, die tief unter den literarischen Leistungen des Herrn Hartleben blieb? Jetzt hat, wie 1896 und 1899, Herr Gerhart Hauptmann den Preis bekommen. Also zum dritten Mal in neun Jahren. Das geht über den Spaß. Selbst wer den feinen schlesischen Poeten noch viel höher schätzt, als ichs leider vermag, muß solche Häufung sinnlos finden. Ich hätte, ohne eine Minute zu schwanken, den Preis Herrn von Hofmannsthal für seine „Elektra“ verliehen. Andere, denen die Freude an diesem prachtvollen Wurf durch die Erinnerung an die alten Tragiker verflümmert wird, konnten an den „Schleier der Beatrice“ oder den „Einsamen Weg“ des Herrn Schnitzler denken. Auch der „Graf von Charolais“ des Herrn Beer-Hofmann war noch zu rechter Zeit auf die Bühne gelangt. Sind diese Dichter ausgeschlossen, weil sie Oesterreicher und auch in ihren Werken dem Klima Grillparzers viel näher sind als der Weberpoet? In drei Jahrzehnten haben die Verwalter der Stiftung 32800 Kronen verteilt; 14600 davon hat Herr Hauptmann bekommen. Jeder gönnts ihm; aber wird auf solche Weise etwa die „dramatische Produktion gehoben“? Konnte man nicht armen Dichtern vorwärts helfen, durch die Krönung Hofmannsthals oder Schnitzlers nicht dem Oesterreicher einschärten, daß ihm im Vaterland Künstler leben, auf die er stolz sein darf? Sehr wichtig sind diese Preisgeschichten ja nicht; doch man muß manchmal darüber reden, damit die sonderbaren Richter nicht wäghnen, ihrer Willkür Alles gestatten zu dürfen. Ob ein Kaiser oder eine Kommission Preise verleiht: schließlich kommts immer auf das Selbe hinaus. Wenn Herr Schlenker (ohne dessen rührige Diplomatie die wiener Jury weder an den „Fuhrmann Henschel“ noch an den „Armen Heinrich“ gedacht hätte) das Recht hat, nach seinem Privatgeschmack Preise zu vergeben, hats sicher auch Wilhelm der Zweite. Nun naht, nach Nobel und Grillparzer, der „Schillerpreis des deutschen Volkes“ (das der Goethebund würdig vertritt). Den wird zuerst wohl auch Herr Hauptmann erhalten. Der gebührt ihm auch. Wir haben hier keinen besseren Mann. Danach aber werden wir wieder die schönsten Dummheiten und die häßlichsten Klängehändlerereien erleben.

Eine lustigere Geschichte von literarischen „Preiskrönungen“. Der Verlag von Bruno Cassirer (der die ungemein reiche und feine Zeitschrift „Kunst und Künstler“ herausgibt) ließ am zweiten November 1904 Flauberts *Éducation sentimentale* in deutscher Ausgabe (unter dem Titel „Der Roman eines jungen Mannes“) erscheinen. Vierundzwanzig Stunden danach empfing er einen Brief, der die Unterschrift trug: „Geschäftsstelle Von Haus“ und mit den Worten begann: „Wir gestatten uns, Sie erbeugen darauf aufmerksam zu machen, daß bei unserem letzten großen Preisaus schreiben über empfehlenswerthe Bücher und Prachtwerke, die sich zu Weihnachtsgeschenken eignen, auch ein Werk Ihres geschätzten Verlages (Flauberts „Roman“) durch einen Preis aus-

gezeichnet wurde. Wir beabsichtigen nun, diese Besprechung noch rechtzeitig vor dem Weihnachtsest in „Von Haus zu Haus“ zum Abdruck zu bringen, wenn Sie auch den Weihnachtanzeiger des „Von Haus zu Haus“ für Ihre Anzeige benutzen wollen.“ Folgt Insevatentarif. Die „preisgekrönte Besprechung“ — eine Umarbeitung des Verlagsprospektes — ist beigelegt. Als der Besprecher sein Referat schrieb, war das Buch noch gar nicht ausgegeben; that nichts: er wurde gekrönt und Herr Cassirer sollte die Krone bezahlen. So werden zu festen Tariffähigen Preise vertriehen; und diese Methode ist jedenfalls weniger umständlich als die zur Hebung der dramatischen Produktion angewandte.

Les affaires sont les affaires. In allen Ländern, auf allen Zweigen. In Berliner Zeitungen wird jetzt ein deutscher Schaumwein annoncirt, der den Namen trägt: „Es lebe der Kaiser!“ Drei Mark fünfzig die Flasche on détail; mit geflügeltem und gepanzertem Weibsbild, Vorber und Zuhörer. Hoffentlich haben die Kastmodirektoren vor dem Ueberundzwanzigsten Januar noch reichlich bestellt. Für die Tischoffiziere wirds freilich ein Bißchen unbequem, den Ordonanzen zuzurufen: „Hier noch eine Es lebe der Kaiser!“ ... Und in Rom giebt's ein Bureau International Catholique, das auf Weichheitscircularen, unter dem ehrwürdigen Zeichen des Kreuzes, in vier Sprachen verheißt: „Alle hier gekauften Gegenstände werden auf Wunsch sofort zum Heiligen Vater gebracht, um gesegnet zu werden.“ Auch giebt's dort „Blumen aus dem Garten des Papstes“ und „Mantillen für die Kubienz beim Heiligen Vater“. Und am Kopf der Nestamekarte ist zu lesen: Objets variés de religion, prix fixe; diplômes pour demander la bénédiction in Articolo Mortis. „Das ist ein allgemeiner Brauch; ein Jud' und König kann es auch.“

Von Theodor Fontane wird, seit die durch Anmuth und Bosheit entzückenden „Briefe an seine Familie“ erschienen sind, endlich wieder gesprochen. Als ich neulich, in Sachen wider Pietisch und Genossen, an die kümmerliche Feier erinnerte, die dem stärksten Markmenschenschilderer und feinsten deutschen Causeur einst bereitet wurde, erwähnte ich auch sein ironisches Wort: „Kommen Sie, Cohn!“ Und werde nun gefragt, wo er gesprochen habe. Im Festjaal zuerst, dem der märkische Adel und der Preussenthin fern gelieben war; dann hat ers als Schlußwort eines kleinen Gedichtes benutzt, das ich, weils nicht sehr bekannt geworden ist, hier abdrucken will:

An meinem Fünfundsiebzigsten.

Hundert Briefe sind angekommen,  
Ich war vor Freude wie benommen,  
Nur etwas verwundert über die Namen  
Und über die Plätze, woher sie kamen.  
Ich dachte, von Eitelkeit eingefangen:  
Du bist der Mann der „Wanderungen“,  
Du bist der Mann der märkischen Geschichte,  
Du bist der Mann der märkischen Gedichte,  
Du bist der Mann des Alten Trigen  
Und Derer, die mit ihm bei Tafel sitzen,  
Einige plaudernd, Andere stumm,  
Ers in Sanssouci, dann im Elyseum:  
Du bist der Mann der Jagow und Pochow,  
Der Stechow und Bredow, der Lutzow und Nochow,

Du kanntest keine größeren Meriten  
 Als die von Schwerin und vom alten Bieten,  
 Du sandst in der Welt nichts so zu rühmen  
 Wie Oppen und Gröben und Kraft und Thümen.  
 An der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze  
 Marschirten die Husk und Jhenplize,  
 Marschirten aus Udermark, Havelland, Barnim  
 Die Ribbeds und Rattes, die Bälow und Kenim.  
 Marschirten die Trestows und Schlieffen und Schlieben, —  
 Und über Alle hab ich geschrieben.

Aber Die zum Jubeltag kamen,  
 Das waren doch sehr andere Namen,  
 Auch sans peur et reproche, ohne Furcht und Tadel,  
 Aber fast schon von prähistorischem Adel;  
 Die auf „berg“ und auf „heim“ sind gar nicht zu fassen,  
 Sie stürmen ein in ganzen Massen,  
 Meyers kommen in Bataillonen,  
 Auch Bollacks und Die noch östlicher wohnen;  
 Abram, Isad, Israel:  
 Alle Patriarchen sind zur Stell,  
 Stellen mich freundlich an ihre Spitze.  
 Was sollen mir da noch die Jhenplize?  
 Jedem bin ich was gewesen,  
 Alle haben sie mich gelesen,  
 Alle kannten mich lange schon  
 Und Das ist die Hauptsache . . . „Kommen Sie, Lohn!“

So allerliebste Sachen hat der alte Fontane oft gemacht. Best ihn! Nicht nur seine Briefe. Die „Wanderungen“ und die Gedichte. Die Geschichten von Lene und Stine. Den Stechlin und die Poggenpuhls. Jenny Treibel und — namentlich — Effi Briest. Alles. Deutschland liebt jetzt ja wieder. Kauft zwanzig, vierzig Auflagen neuer Romane. Da wärs eine Schmach, wenn nicht auch dieser Prachtwerk endlich sein Publikum fände.

Nach „Kaisertagen“ giebt's immer Klagen. Auch in Bromberg wars so. Für Straßenschmuck etc. pp. hatten die Stadtväter 45 000 Mark bewilligt; obs' (für einen sechsständigen Aufenthalt des Kaisers) getreicht hat, werden die Luitriten an der Braße später erfahren; sie zweifeln einstweilen aber. Also sehr fein. Wochenlang wurde (in der Zeit der ersten Rekrutenausbildung) der Parade-marsch eingeübt. Etliche „Generalproben“ mit der ganzen Garnison vor dem Divisionär. Am Tage vor der Ankunft des Kommandirende selbst die letzte Generalprobe ab; „mit Dekorationen und Kostümen“, nennt mans in der Theater-sprache. Auch das Hurraufen wurde einstudiert. Und Alles klappte. Nur die Kriegervereine kamen nicht auf die Kosten. Vier- oder fünftausend Vereinsgenossen waren aus Städtchen und Dörfern zusammengeströmt, ganz alte Leute darunter, die sich einen neuen Rock angeschafft oder den abgetragenen wenigstens zum Kulbügeln geschickt hatten. Nachte nichts; dafür sollten sie den Allerhöchsten Kriegsherrn nun zum ersten Mal salutiren. Zwei Tage lang wurden sie auf Gemeindefosten verpflegt. Standen im Spalier und sollten nach dem Parade-marsch der Truppen an die Reihe kommen. kamen aber nicht. Als die letzte Compagnie vorbei-

marſchirt war, ritt der Kaiſer mit Gefolge weg und die Kriegervereine hatten das Nachſehen. Warum wurde dem Kriegsherrn nicht ſagte, daß die alten Leute drauß brannten, ihm ihre Veteranenleiſtung zu zeigen? War's nöthig, ſie enttäuſcht und mißmüthig in ihre Dörfer heimkehren zu laſſen? Wären ſie mit leuchtenden Blicken nach Haus gekommen, dann ſpräche das Land des Deutſchen Ordens noch heute davon. Nun ſpricht's von den 450000 Mark und dem Elend der Stadtarmer, denen nicht ſo reichlich gemeſſen wird. Geld allein thut's wirklich nicht immer. Daß, zum Beiſpiel, jetzt, nach den Sturmfluthen, während des Bergarbeiterausſtandes, in einem harten Winter, überall um Geld zu Hochzeitgeſchenken für den Kronprinzen gebettelt wird, will manchem guten Preußen gar nicht gefallen.

Vor ungefähr zehn Jahren ließ Konſtantin Petrowitch Pobedonoſzew (unter dem Titel „Moſkauer Sammlung“) ein Buch erſcheinen. Nicht das erſte. Er hatte vorher ein Lehrbuch des bürgerlichen Rechts, einen Kommentar zum Civilprozeß, Gedenkreben und hiſtoriſche Eſſays veröffentlicht. Hier aber ſprach der Oberprokurator, der in der höchſten Kirchenbehörde den Kaiſer vertritt, über Ehe und Preſſe, Laiſ und Meſſalina, Sokrates und Harpagon, über Demokratie und Verfaſſung. Sprach wie ein dem modernen Geiſt feindlicher, doch ſehr gebildeter Europäer, der alle neuen Bücher geleſen hat und ſie, von ſeinem Standpunkt aus, recht fein zu beurtheilen weiß. Daß der Einfluß des Verfaßten ſeit Jahrzehnten überſchätzt wurde, wußte man, hielt ihn aber für einen finſteren Fanatiker, der ſich gegen alle Erleuchtung abſperre. In dieſen Tagen blätterte ich wieder einmal in dem leſenswerthen Buch und fand ein paar leidig „zeitgemäße“ Stellen. „In Deutſchland wurde das allgemeine Stimmrecht eingeführt, um die zentrale Machtſtellung des berühmten erſten Staatsmannes zu ſtützen, der durch die außerordentlichen Erfolge ſeiner Politik eine ungeheure Popularität erworben hatte. Was nach ihm ſein wird, weiß Gott allein. In faſt allen europäiſchen Staaten wird, unter der Fahne der Demokratie, heutzutage Stimmenfang getrieben. Ueberall iſt dieſes Treiben als Lüge erkannt worden. Doch Keiner magt, dagegen aufzutreten. Das Volk trägt die Laſt: die Zeitungen aber, die Marktschreier der angeblichen Eſſentialen Reinigung, übertönen das Wehklagen des Volkes mit ihrem Wehſchrei: Groß iſt die Diana der Ephejer! Organisation in Parteien und Verſicherung: mit dieſen beiden Mitteln werden die Wähler eingefangen. Sie ſind nicht mehr, ſchon Thukydides hat ihre Wirkung auf das ſtaatliche Leben der griechiſchen Gemeinweſen gezeigt. . . Seit der franzöſiſchen Revolution lebt die Idee, daß alle Gewalt vom Volke komme, im Volkswillen begründet ſein muß. Eine der unheilvollſten Lügen, die je erdacht wurden. Sie führte zum Parlamentariſmus. Und das Reſultat? Alles iſt, mutato nomine, beim Alten geblieben. Alle Schwächen und Gebrechen ihrer Natur, alle Gewohnheiten und Triebe trugen die Menſchen aus der alten auch in die neue Form hinein. Noch immer regiert ſie ein perſönlicher Wille, das Intereſſe der Privilegirten; nur iſt nicht mehr der Wille eines Monarchen, ſondern eines Parteiführers, nicht das Intereſſe der älteſten Adelsfamilien, ſondern das einer Zuſammenehrtheit. Am Wiebel des Wehſchreies prangt die Inſchrift: Alles für das Gemeinwohl! Drinnen aber thront der nachſte Egoiſmus. . . Schon ſchwindet der Glaube an die parlamentariſche Maſchine. Wir werdens kaum noch erleben; aber unſere Kinder und Enkel werden ſehen, wie man dieſen heute noch verehrten Götzen ſtürzt. Die Vorſehung bewahre unſer Reich mit ſeinem Völkergemiſch vor dem Unheil dieſer Modelüge! Wenn uns das Verhängniß ein allruſſiſches Parlament aufläde: das Schickſal unſeres Landes wäre nicht auszubedenken. Niemals!“ . . Armer Pobedonoſzew, Du ſtirbſt zu ſpät.

Aus Rußland sind in den letzten Wochen täglich so böse Posten gekommen, daß Port Arthur fast schon vergessen ist. Ob die Festung wirklich nicht länger zu halten war und ob den Japanern so viele Menschen, Gebäude, Schiffe, Geschütze und anderes Kriegsgeräth ausgeliefert werden mußten: diese Fragen kann in Europa heute noch Niemand bündig beantworten. Sicher scheint nur, daß die Festung nicht fertig und die Besatzung nicht mit genügender Munition versehen war. Kein Wunder, da Herr Alexejew dafür zu sorgen hatte. Der Weiße Zar sollte diesen Vicelönig a. D. endlich vor ein Kriegsgericht stellen, dessen Spruch Rußland wenigstens von einem gewissenlosen Abenteuerer befreien würde. Die Japaner, die von Chinesen und Mandschus Alles erfahren, kannten offenbar die Schwäche der Belagerten; sonst hätten sie ihr Heil nicht in immer erneuten Sturmangriffen gesucht, die unter normalen Verhältnissen sinnlos gewesen wären. So lange sie im Vorgebände kämpften, war wenig zu machen; und als die Russen zum Rückzug in den inneren Fortsgürtel gezwungen waren, mußte man glauben, die Belagerung werde noch lange dauern. Nun aber ging's schnell; ein Fort nach dem anderen fiel. Die Russen hatten für die schweren und mittleren Geschütze keine Munition mehr, konnten die Japaner nicht hindern, ihre schweren Batterien in Position zu bringen, und zwar noch (mit Maschinengewehren und Schnellfeuergeschützen von geringem Kaliber) den Sturmangriff, nicht aber den fortifikatorischen Angriff des Feindes abzuwehren. Sicher scheint auch, daß die russischen Führer uneinig waren (sonst wären nicht einige mit den Truppen in die Gefangenschaft, andere munter nach Haus gegangen) und daß nicht Stoeffel, sondern dem General Kondratenko das Hauptverdienst am Heldenwert der Verteidigung zugesprochen ist. Erst als Kondratenko gefallen war, bot Stoeffel die Kapitulation an. Der Deutsche Kaiser hat Stoeffel und Rogi, dem Russen und dem Japaner, den Orden Pour Le Mérite verliehen. Der Kaiser, der früher zum Kampf gegen die gelbe Masse gerufen und oft gesagt hatte, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein. In schwungvollen Sätzen meldete er dem Jaren und dem Mikado die Verleihung. Mikolauß antwortete, Stoeffel habe seine Pflicht gethan. Der klügere Mikado quitierte über „den Ausdruck der Bewunderung für die Eroberung von Port Arthur“ (und dachte vielleicht, diese zweite Eroberung wäre gar nicht nöthig gewesen, wenn Deutschland nicht nach dem Frieden von Schimonoseki die Russen gar so eifrig unterstützt hätte). Auch im Duett der Deforirten hielt der Japaner sich wesentlich besser. Stoeffel nahm „den Ausdruck uneingeschränkter höchster Bewunderung“ wie eine ihm vom Deutschen Kaiser gebührende Anerkennung hin; trotzdem er vorher verkündet hatte, so lange noch ein Soldat aufrecht sei, werde er die Festung nicht übergeben. Rogi sprach in der Dankdespöche an unseren Kaiser von seinen „geringen Diensten“ und sagte bald danach einem Briten, da die Einnahme der Festung so lange Monate gedauert und so viele Menschenleben gekostet, haben, fühle er sich jedes Lobes unwerth. Sicher wäre es richtiger gewesen, mit diesen Ordensverleihungen ein Bißchen zu warten. Wenn sie überhaupt nöthig waren. Sie sind mehr bewigelt als bewundert worden. Vielleicht urtheilt die Kriegsgeschichte ganz anders als die Oeffentliche Meinung; vielleicht kommt noch ein Tagebuch Kondratenkos ans Licht und beweist, daß Stoeffel nicht „uneingeschränkte höchste Bewunderung“ verdient. Das erste Wort war jedenfalls den Kriegsherren der Generale zu lassen. Sie blieben stumm. Kein anderer Monarch, kein Staatshaupt regte sich. Müßen die „Drahtgrüße“ denn stets aus Berlin kommen? Uebrigens giebt's auch in unserer südwestafrikanischen Kolonie „eine in den Tod getreue Schaar“, die auf den Dank ihres Kaisers harret, auch dort Offiziere und Soldaten, deren Heldenleistung uneingeschränkte höchste Bewunderung verdient.

# Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten  
Constructions.

## Strassenlocomotiven

und

## Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

**John Fowler & Co.**  
in Magdeburg.

# Nervenschwäche der Männer.

**Ausführliche Prospekte**  
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.  
**Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70**

# IBACH 1794 gegründet

Hof-Pianoforte-Fabrik  
Potsdamer **BERLIN**  
Strasse 22\*  
Flügel und Pianinos in  
allen Holz- u. Styl-Arten.  
Event. Austausch älterer Instrumente  
bei Neukauf.  
Vorzügliche Stimmungen.  
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

# Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzogl. Erbschlichter u. Notarischer Hoflieferant. Flügel- u. Pianino-Fabrik. Pianinos von 400 Mk. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 600, 750 Mk. u. Flügel von 550 Mk. an. Gebrauchte Pianinos 250 Mk. Gebrauchte Flügel ca. 350 an, darunter Bechstein, Hesse, Duysen, Schwanen, Kaps, Steinway & Sons, auch billig zur Miete, neu und gebraucht, vorst. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Beste Zahlungsbedingungen. Mühsel. Katalog gratis und franko.

## Detektiv-

**Institut v. Fuhs, Berlin, Zossenerstrasse 20**  
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.  
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Zu Geschenken geeignete **hochelegante Neuheiten** in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tabletgeräten, Uhren etc. aus den **Pforzheimer Gold- und Silberwarenfabriken** bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

# F. Todt, Pforzheim.

Spezialität: Juwelenarbeiten mit echten Steinen.  
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.



No. 342.  
**Stockgriff.**  
Silber <sup>mit</sup>oxydirt,  
1/2 nat. Größe  
M. 9,25,  
echten Eisenholz-  
stock dazu M. 3,—,  
imitiert. Ebenholz  
M. 1,—.



No. 338L.  
**Ring.**  
14kar. Gold mit  
echtem Opal und  
Brillanten  
M. 250,—.



No. 4172.  
**Schlängerring.**  
14kar. Gold mit  
echten Brillanten  
M. 47,—.



No. 490.  
**Ohrringe.**  
14kar. Gold mit  
echt. Brillanten  
M. 600,—.



No. 301. **Brosche.**  
14kar. Gold m. 3 echt. Brillanten  
M. 65,—.



No. 3612. **Hemdknopf.**  
14kar. Gold mit echtem Brillant  
von M. 50.— an.



No. 3036. **Ring.**  
14kar. Gold, echter  
Rubin, Diamanten,  
und Perle M. 24,50.

Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und franko. — Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alle Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

**EMIL WÜNSCHE A.G.**  
für photographische Industrie  
**REICK bei DRESDEN.**



**KOBOLD  
NOVA  
NIXE  
SIRENE  
APPI  
FAVORIT  
GERMANIA  
EXCELSIOR  
ALLES ZUBEHÖR**

**PLATTEN-CAMERAS  
FILM-CAMERAS  
UNIVERSAL-CAMERAS  
KLAFF-CAMERAS  
SCHLITZVERSCHLUSS  
REISE-CAMERAS  
OBJECTIVE u.S.W.**

Durch alle Handlungen  
Preisliste

zu beziehen,  
kostenlos.

**Eingesandt!** Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und was schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la **Chartreuse**, à la **Benedictine**, **Curacao** etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleich kommt. Es geschieht dies mit **Jul Schraders Likör-Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul Schrader in Feuerbach bei Stuttgart 85** hergestellt werden. Jede Patrone gibt  $\frac{2}{3}$  Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis und franko** deren Broschüre kommen.

### Nationalstenographie.

Lehrgang in 3 Bänden z. Selbstunterricht.  
81.—100. Tausend. Probebrief umsonst.  
Verlag für Nationalstenographie  
Liegnitz.

**Abschriften,** Masch.-Diktate, Stenogramm, im Hause u. außerh. Vervielfält.  
**HENNY REWALD,** BERLIN S. 42,  
Prinzenstr. 84.

## Harmoniums

der Firma **Schledmayer-Pianosfabrik** Hoflieferant  
Gr. Reichstr. d. Hofes und Königs. **Berlin, Bülow-  
strasse 40.** Ausverkauft von den ersten Musik-Histori-  
kern. Suvoroff'sche Hand- und Kirchenorgeln von

22. 180 zu. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franko.



**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.  
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Modernes Verlagsbureau Carl Wigand.

Das Sammelwerk:

## „Kulturprobleme d. Gegenwart“

herausgegeben von Leo Berg für 20 Mk wird sofort komplett geliefert gegen monatliche Teilzahlungen von 4 Mk. an:

- I. Achelis, Die Ekstase
- II. Damaschke, Die Bodenreform
- III. Kjaar, Wir und die Humanität
- IV. Driesmann, Rasse und Milieu
- V. Heilpach, Nervosität und Kultur
- VI. Duimchen, Die Trusts
- VII. Leuss, Aus dem Zuchthause
- VIII. Schmitt, Der Idealstaat

in 8 prachtvolle Ganzleinenbände gebunden  
Buchhandl. Johannes Råde

Berlin W. 15, Uhländstrasse 140.

Devise: Qui lira, lira.

Soeben gelangte zur Ausgabe das  
**5. Tausend** von

Mixed  
pickles.



Gereimte  
Satiren

von A. O. Weber.

Geheftet 2.—, gebunden 3 Mk.  
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.



Dr. Ziegelroth's Sanatorium

ZEHLENDORF b. Berlin, Wannseebahn.

„Observer“ Unternehmen für  
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,  
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-  
und Wechschriften aller Sprachen und ver-  
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte  
über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Billige Briefmarken. Preisliste  
gratis.  
Rud. Keil, Gabling a. N. Austria.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

## Kaiser Otto III.

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „Toten Löwen“ hat hier der Verleger in dem Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz einen welt-historischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In Eckard von Meissen wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des

Epigonen-tums  
unserer Tage geschildert.

Preis broschürt 2 Mark.

Roesler-Globus-Selbst-Schänker

Amerkannt beste

Siphon-Biere



Spezialität:

Münc. Löwenbräu, Fürsten-  
berg-Bräu, Tafelgetr. Sr. Maj.  
des Kais. à Siphon v. M. 1.50 an.

## Flaschenbier, Siphonbier

	in Siphons	
Münc. Löwenbräu	15 Fl. 3.—	à Liter 50 Pf.
Fürstberg Bräu	15	3.— 60
L. Aktien-Kulmbacher	15	3.— 50
Fürstberg Bräu	30	3.— 35
Helles Lagerbier	30	3.— 30
Tersandbier	30	3.— 35
Goldener Gesselfränkler	25	3.—
Berl. Weisbier, ohne Zusatz	30	3.—
Johannshaller Sommerbräu	25	3.—
Engl. Porter	10	4.—
Engl. Pale Ale	10	4.—

Siphonbier (ist  
d. beste u. bill.  
Bier im Hause,  
schmeckt  
frisch u. v. Pass  
und hält sich  
wochenlang.

C. G. Canitz, Berlin SW. 11

Schönebergerstr. 16, Bogen 51/62.

Telephon: Amt 9, 7590.

## Auf Grund von patentierten,

von ersten Autoritäten anerkannten und begutachteten **Erfindungen**, welche **einen der aussichtsvollsten**, im Aufblühen begriffenen und von einflußreichsten Seiten begünstigten Industriezweig betreffen, werden Kapitalisten gesucht.

**Tätige Beteiligung** repräsentirender Persönlichkeiten erwünscht. **Vermittler verbeten**. Offerten unter T. Z. 642 an Kaufmann & Bacher, Berlin, Annoncenbureau, Königgrätzerstr. 67.

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
**Secht**  
 Gold & Silber  
 Zu beziehen durch  
 die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
 Secht Kellerei  
 Hochheim a. M.

Von

**Dr. Adam Karrillon**

dem Verfasser d. „Michael Heß“ erschien noch

„Eine moderne Kreuzfahrt“

Gr. 8<sup>o</sup> illustr. M. 4,60,

elegant gebunden M. 5,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung  
sowie vom

Verlag von Fr. Ackermann  
in Weinheim i. B.

Dr. med. A. Smith'sches

Ambulatorium für **Herz- und Nervenranke**

Köln \* BERLIN W. 66, Potsdamerstr. 52 \* Hamburg

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

**Offene Anstalt für Nervenranke Naunhof b. Leipzig**

inmitten ausgedehnter Staatswaldungen.

Spezialabteilung für jugendliche Psychisch-Nervöse besserer Stände.

Alle Komfort: Elektrische Beleuchtung, Warmwasserzentralheizung, vorzügl. Trinkwasserleitung; alle modernen Kurmittel. Prospekte vom ärztlichen Leiter **Dr. B. Götze**.

Telegr.: Dr. Götze, Naunhof.

• Tel.: Leipzig 5789, Naunhof 36.

# Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,  
No. 5018 und 5424.

liefert Ihre vorzüglichen Biere in Flaschen  
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlosbrän (hell) . M. 3.—

30 Fl. Kronenbrän . . . M. 3.—

30 Fl. Schönebergar Cabinet M. 3.—

== Pfand pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-  
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-  
stoffen), welchen ein massiger Alkohol-  
gehalt gegenübersteht.

## + Unreiner Teint +

wird unter Garantie beseitigt im Zeitraum von  
circa 8 Tagen durch Selbstbehandlung mit  
**Kubale's Gesichts-Dampfapparat**. Mehr-  
fach prämiert, Staatspreis Wien 1904. Preis  
M. 10.— ab Fabrik gegen vorherige Kasse oder  
Nachnahme. Zu beziehen vom alleinigen  
Fabrikanten **Arthur Kubale, Weissen-  
see-Berlin 2, Königs-Chaussee 82.**

## HERREN

nehmen zur Kräftigung

## Yumbehoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der

**MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG 178**

Depot in Berlin: **Salamonis-Apothek.**

## Menschliche Macht.

Sie können sich selbst hypnotisieren, ohne eine zweite Person.  
Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen und Willen.  
Sie können jedermann hypnotisieren, selbst durch das Telephon.  
Sie haben Erfolg im Heilen von Krankheiten durch Suggestion, ohne jede Arznei.  
Man wird Ihre Gesellschaft aussuchen, Sie werden überall beliebt sein, wenn Sie das  
Werk studieren „**Macht der Hypnose**“. Preis Mk. 1.60.

Erfolg garantiert! Prospekte gratis!

**Wendel's Verlag, Dresden 128.**



**MIRALITHIN**

IST FÜR  
**MÄNNER**  
EIN HERVORRAGENDES  
KRÄFTIGUNGSMITTEL  
BEI NEURASTHENIE

Zu haben in den Apotheken, Versand durch:  
Apoth. zum roten Kreuz, Berlin N., Chausseestr. 118,  
Kaiser Friedrich Apoth., Berlin NW., Karlstr. 20 a,  
Schweizer Ap., M. Riedel, Berlin W., Friedrichstr. 173,  
Johanniter Apotheke, Berlin SW., Plan-Ufer 11.

## Bestellungen

auf die

## Einbanddecke

zum 49. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. 1. Quartal des XIII. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum  
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung  
entgegengenommen.

**Kurt Schaefer**

BERLIN W. • Kronenstr. 49 I.

**Cotillon- und Carneval-  
Artikel.**

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Auf  
höchster  
Stufe.



*Unsere Produktion  
pro 1904  
von über*

**2 Millionen**

*ganzen Flaschen*

**Henkell Trocken**

*etc.*

*etwa 2000000 Flaschen*

*ist wiederum die  
weit aus Grösste  
Deutschlands*

**Henkell & C. Mainz.**

*Gegründet 1838.*

**K**